97-84277-7

Behrens, F. W. B.

Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner...

Leipzig

1891

97-84277-7
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED - EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD

1 Box 12

Behrens, F W B

Deutsches ehr- und nationalgefühl in seiner entwicklung durch philosophen und dichter (1600-1815) Leipzig, Hoffmann, 1901.

152 p. 21 cm.

Thesis, Leipzig.

RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 10:1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 12-8-97 INITIALS: PB

TRACKING # : 29759

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

Deutsches Ehr- und Nationalgefühl

in seiner Entwicklung durch Philosophen und Dichter

(1600—1815).

Inaugural-Dissertation

der

Hohen philosophischen Fakultät

der

Universität Leipzig

zur

Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

F. W. B. Behrens.

Box 13

Leipzig-Reudnitz
Druck von Max Hoffmann
1891.

Benutzt sind:

1. Weber, Weltgeschichte.
2. Dittmar, desgl.
3. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.
4. Thilo, Geschichte der Philosophie.
5. Windelband, Geschichte der neueren Philosophie.
6. Ammon, Moral.
7. Wuttke, Ethik.
8. O. Wolf, Encyklopädie der deutschen Nationallitteratur.
9. König, Litteraturgeschichte.
10. Vilmar, desgl.
11. Mahrenholtz, Deutsche Dichter von Gottsched etc.

Motto: Homo non nascitur, sed fit.

Der Ertrinkende ruft um Hülfe. Es ist der instinktive Ausdruck seiner höchsten Angst um Erhaltung des leiblichen Lebens; es ist der verzweifelte Notschrei in der Erkenntnis, daß er am Ende seiner Kräfte angelangt ist; es ist der äußerste Versuch des Selbsterhaltungstriebes, rettende Kräfte, helfende Herzen und Hände in Bewegung zu setzen. Anders bei dem geübten Schwimmer. Die für den Ungeübten todbringende Gefahr des Elementes lehrt ihn, auf die erlernte Fertigkeit sich besinnen; in der Anwendung der erlangten Kunst, mit der Anspannung des Willens zum Leben, in dem Einsetzen aller seiner Kräfte, das Element, welches sein Leben bedroht, selbst sich dienstbar zu machen, daß es aus einem tötlichen Feinde ein helfender Freund, ein Lebensretter wird. Doch auch den geübten Schwimmer verlassen die Kräfte. Den Gewinn des Lebens verdankt er denen, die, Zeugen seines Ringens, das Schwinden seiner Kräfte wahrnehmend, selbst dem Elemente trotzend, ihn den Fluten entrissen.

Es ist ein Ähnliches, sobald der menschlichen Existenz, es sei ein einzelner oder ein ganzes Volkswesen, der Untergang droht, nicht blos nach der materiellen Seite ihrer Daseinsbedingungen, sondern in Hinsicht auf die Grundlagen, welche ihr geistiges und sittliches Sein bedingen. Nur zeigt hierbei die Beobachtung des Einzellebens, wie die Geschichte des Völkerlebens die traurige Erfahrung, daß da, wo doch die geistigen, sittlichen Lebensbedingungen eines ganzen Volkslebens auf dem Spiele stehen, ein Ruf um Hülfe oft nicht gehört wird. Stumpf und dumpf vegetiert der Einzelne dahin, so lange die ob auch kümmerlichste Nahrung das materielle Dasein fristet, bis in ihm und mit ihm seine wie seines Volkes Auflösung sich vollziehen muß. Ein Glück, wenn der Trieb der Selbsterhaltung zu rechter Zeit noch den Ruf um Hülfe auf die Zunge legt; wenn die Entscheidung um Sein oder Nichtsein alle Kräfte in Bewegung setzen lehrt; wenn vor allem Helfer vorhanden sind, die nicht dem um Rettung ringenden thatlos zuschauen, sondern als ihre Pflicht erkennen, wär's auch mit Einsatz des eigenen Lebens, den Einzelnen wie das Ganze zu retten, dem Leben zu erhalten.

Die Geschichte unseres Volkes weiß von Zeiten solcher Gefahren, aber auch von der Errettung aus denselben zu erzählen.

Nach der glorreichen Zeit der Hohenstaufen, welch ein allmäliger, aber sicherer Verfall. Nach einer geistigen Erhebung fast ohne gleichen, in welcher die deutsche

Reformation wieder den Einzelnen, wie ganze Völker auf die Höhe intensivster Lebensbethätigung gestellt hatte, nach einer herrlichen Zeit frischen und fröhlichen Schaffens in Wissenschaft und Künsten, davon Ulrich von Hutten sagt:

„Die Studien blühen, die Geister erwachen, —
Es ist eine Lust zu leben!" —

welch ein Wechsel!

Gleich den wilden Wogen des Meeres waren die Fluten jenes unglückseligen 30jährigen Krieges in die gesegneten Fluren unserer deutschen Gaue, und mit ihrem Schrecken und der Zerstörung im Gefolge, auch in die deutsche Volksseele eingebrochen — alles verwüstend, und fortschwemmend den Segen der Fluren und was das Schlimmste war, fast alles geistige Erbe.

Als die Wogen endlich, nach einem Menschenalter, fielen: ein Bild der Verödung, hier versumpft und dort versandet. Nicht nach Tausenden, wohl nach Millionen zählen die, welche leiblich, welche geistig in dieser trübsten aller deutschen Zeiten verkommen sind. Das Wenige, was an leiblicher und geistiger Potenz übrig geblieben, kämpft dem Ertrinkenden gleich, den Kampf um's Dasein.

Daß aber deutsche Art in Thatkraft, Ehre und Ehrgefühl damals nicht ganz und für immer verloren ging, daß ein Rest noch erhalten blieb, das danken wir der Zähigkeit und Kraft, welche der deutschen Volksseele von jeher eingebildet ward durch die Helden, welche das Volk zu seinen Siegen, durch seine Weisen, die es zu

den Quellen der Erkenntnis wahrer Kraft und Ehre hinführten; durch seine Dichter, die dieses Volksherz erhoben über das Gemeine, und wie die deutschen Mütter Deutschlands Kinder nicht blos nährten, auch erzogen.

Nicht fertig, einem Meister gleich, wie unser Motto andeutet, tritt der Einzelne in das Leben, erscheint ein Volk auf der Bildfläche der Geschichte. Es ist ein Werden und Wachsen, ein allmäliges, oft genug gehemmtes, Ausbilden und Erzogenwerden derjenigen Anlagen und Kräfte, welche späterhin die besondere Eigentümlichkeit des Individuums, wie des Ganzen zu bestimmen, aber auch unter allen, auch den ungünstigsten Umständen zu erhalten geeignet sind.

Wenn wir dem Canon beipflichten: „Jeder Mensch bringt gewisse unzerstörbare Anlagen zum Guten, oder natürliche Tendenzen seines Willens zu Vernunftzwecken zur Welt," so ist zugleich damit gegeben, daß diese Anlagen dem Keim gleich, der gepflegt, an's Licht gezogen, und seiner Bestimmung entgegengeführt werden muß, wenn der den Anlagen des Menschen für seine ganze spätere Bestimmtheit innewohnende Zweck erreicht werden soll. So ist denn auch das Ehrgefühl für das Individuum lediglich der Anlage nach vorhanden mit der sittlichen Forderung einer zu bewerkstelligenden Erziehung aus der bloßen Anlage zum „Vermögen", wo dies unterbliebe, würde auch diese glückliche Anlage nur ein toter Sinn sein, wie ein taubes Ohr, oder ein blödes Auge.

Die Stelle nun, an welcher uns das Ehrgefühl als Anlage gesetzt erscheint, ist der Ort der Bezogenheit des Individuums, als eines denkenden, fühlenden, wollenden Subjektes auf sich selbst. Es kann nur an diesem Ort gesetzt sein, weil an dem Ort der Bezogenheit des Menschen auf sich selbst das Bewußtsein seiner selbst als eines persönlichen denkenden Wesens und, aus diesem resultierend, auch die Erkenntnis und Geltendmachung derjenigen Forderungen zu setzen ist, deren Grund, wie wir sagten, als Keim oder Anlage im Menschen liegt.

Wenn nun das Denken als seine Aufgabe die Erforschung und Erkenntnis des Wahren; das Fühlen die Aneignung und Ausbildung des Schönen; das Wollen die Verwirklichung des Guten anzusehen hat, so müssen wir dem Ehrgefühl die Berechtigung seiner Stellung im Gebiet des sittlich Schönen zugestehen. Wir meinen aber, daß, wie es sich bei dem auf die Wahrheit gerichteten Denken im letzten Grunde um die Freiheit des Geistes; bei dem auf das Gute gerichteten Willen um die Freiheit von den ungeordneten Trieben; so bei dem auf die Schönheit gerichteten Fühlen um die Ausgestaltung und Darstellung der Schönheit der Seele handelt, und daß hier das Ehrgefühl des menschlichen Wesens zugleich mit seinem Ziel seinen näher bestimmten Ort gefunden hat.

In der Hinrichtung aber auf das Ziel, die Schönheit der Seele darzustellen, schließen sich die übrigen Vermögen der Menschenseele zusammen zur Erreichung eines höchsten, gemeinsamen Zieles — der Bildung

eines Ideal-Menschen d. h. des in jeder Beziehung harmonisch ausgebildeten Menschen. Genauer: die wahre Schönheit der Seele kann sich nur darstellen in der Ausgestaltung eines harmonischen Charakters, da in der plastischen Darstellung eines Menschenbildes, wie bei der durch Erziehung und Veredelung darzustellenden Menschenseele, sofern sie das Prädikat der Schönheit beanspruchen sollen, die Harmonie des Einzelnen wie des Ganzen, nach Außen und Innen als die conditio sine qua non erscheint. Der Gewinn eines solchermaßen ausgebildeten Charakters wird dann der Besitz einer Summe von Tugend sein, welcher der höchste Grad einer in der Endlichkeit zu erreichenden Glückseligkeit entsprechen müßte, indem wir hierbei der Schleiermacher'schen Maxime beipflichten: „Die Tugend bestimmt die Würdigkeit glücklich zu sein."

Welchen bedeutsamen Anteil für die Gewinnung dieser Summe von Tugend, für die Darstellung des wahrhaft schönen Menschen, gerade die Ausbildung und Erziehung des Ehrgefühls haben muß, das kann nicht zweifelhaft sein.

Wenn Fichte sagt, der Anfang des Ehrgefühls zeige sich bei dem Kinde schon als der Trieb nach Achtung, so muß, so bald dieser Trieb weiter erzogen und ausgebildet ist, das damit geweckte Selbstbewußtsein des Menschen als Ehrgefühl reagieren. Der sittliche Protest als Äußerung des Ehrgefühls macht sich geltend, indem sich die Energie entwickelt, den bisher eingenommenen Platz zu behaupten, und auf der anderen

Seite den Versuch der Herabziehung in eine andere, dem Selbstbewußtsein nicht angemessene Sphäre entschieden zurückzuweisen.

So stellt sich das Ehrgefühl als ein Teil der Lebenskraft des Menschen dar, mit der Aufgabe, alle ihm verliehenen Anlagen in harmonischer Entfaltung zu Tugenden herauszubilden; seine Stellung als sittliches Weltwesen nicht blos zu verteidigen, sondern dieser seiner Lebenskraft positiv ein erlaubtes Feld der Thätigkeit zu eröffnen, um event. auch äußere Anerkennung zu gewinnen, entsprechend dem, was Fichte schon in dem Kinde als den Trieb nach Achtung feststellt.

Diese äußere Anerkennung ist dem Ehrgefühl zwar zu seiner Existenz nicht durchaus notwendig; zu dem kann in dieser Richtung die Gefahr einer Ausartung des sittlichen Ehrgefühls zu Ehrgeiz und Ehrsucht liegen; es genügt vielmehr dem Ehrgefühl diejenige Anerkennung des individuellen Bewußtseins selbst, welche dieses in der Gewißheit hat, daß das Denken, Fühlen und Wollen der Seele mit den Prinzipien des Wahren und Schönen und Guten in voller Übereinstimmung sich befindet, und auch das Handeln des Menschen nach diesen Normen, und nicht anders, sich bestimmt. So könnten wir das honestum ac decorum der Römer als den Gegenstand; die μεγαλοψυχία des Aristoteles, die „rechte Würdigung seiner selbst" als die Thätigkeit; die καλοκαγαθία der Griechen als den Zustand des Ehrgefühles bezeichnen. In den zwei Worten honestum decorum ist der zarte Gegenstand des Ehrgefühls mit

römischer Prägnanz bezeichnet, das Ehrenhafte und zugleich darin die Ehre selbst, der innere Wert, der zugleich nach außenhin Zierde und Schmuck ist; wonach denn das Ehrgefühl selbst sich als das Bewußtsein des eigenen, des inneren moralischen Wertes bestimmt.

Dieses Bewußtsein der sittlichen Würde und Ehre und damit der Gewinn eines zufriedenstellend beglückten Daseins bedarf nicht der Zuthaten, wie sie noch in realistischer Weise Aristoteles als erwünscht betrachtet, wenn er meint: „die rechte Großherzigkeit (*μεγαλοψυχία*) ist aber nur möglich, wenn zu dem inneren Tugendverdienst auch eine äußerlich glückliche und hervorragende Lage kommt, reicher Besitz, Herrschaft ꝛc., denn das bringt Ehre.“ Im Gegenteil, die wahre Ehre ist mit dem entsprechenden Bewußtsein sich selbst genug.

Freilich, es kann in der menschlichen Meinung, die Plato so treffend in das neutrale Gebiet zwischen Wissen und Nichtwissen stellt, — es kann an dem Extrem nicht fehlen, wie Shakespeare eine seiner Personen (Troilus und Cressida, Act. III) sagen läßt:

„ . . . . . Keinen Menschen giebt's der, weil er Mensch ist, irgend Ehre hat:

„Er hat nur Ehre, jener Ehre halb, die Zuthat ist, als Reichtum, Rang und Gunst.“

was bei dem frivolen, lügenhaften, der Ehre und des Ehrgefühls baaren Falstaff auf dem Niveau des Skepsis, aber leider als Überzeugung vieler zum Ausdruck kommt in dem Ausruf:

„Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge!“ —

Das ist die Banquerotterklärung aller sittlichen Vermögen eines doch ursprünglich seiner Anlage nach reich ausgestatteten vernünftigen Wesens; es ist das verzweifelte, oder in sittlicher Stumpfheit gleichgültige Geständnis des eigenen Unwertes, des ohnmächtigen Gefühles, der äußeren Ehre wie der Selbstachtung unwürdig zu sein. Da ist Ehre und Ehrgefühl verloren, ehe es noch überhaupt durch irgend welche Gefahr konnte in Frage gestellt werden.

„Die Ehre“, sagt dagegen Rousseau und mit Recht in seiner Heloise, — „die Ehre ist in keinem Falle dem Wechsel unterworfen; sie ist unabhängig von Zeit, Ort und Vorurteil; sie kann nicht durch andere verloren gehen, und auch nicht neu erstehen; ihre ewige Quelle ist für einen rechtschaffenen Mann sein Herz und die unverrückbare Richtschnur dessen, was er für seine Pflicht hält.“ Solche Ehre und das Gefühl einer solchen ist, recht erzogen, ein unverlierbares Gut für den Einzelnen, wie für ganze Nationen; unverlierbar, denn das Gefühl derselben könnte nur mit dem Bewußtsein des Individuum selbst ausgelöscht werden. Von einer solchen Ehre bekennt der große Brite in seinem Richard II. Act. 1:

„Der reinste Schatz in diesem ird'schen Lauf,
Was anders ist's, als unbefleckte Ehre,
Ohn' die der Mensch bemalter Leim nur wäre;
Ehr' ist mein Leben, beid' in Eins verbunden,
Nehmt Ehre, und mein Leben ist verschwunden!“

Daß aber eine solche Abweichung der Wertschätzung und des Urteils bis ins Extreme auch über das, was Ehre und Ehrgefühl betrifft, nicht blos erdacht und möglich, sondern wie die Erfahrung und Geschichte zeigt, etwas thatsächliches ist, und zwar in einem Geschlecht, welches mit den gleichen sittlichen Anlagen ausgestattet, zu demselben höchsten Ziele befähigt und bestimmt erscheint —, das zeigt klar und deutlich, daß auch das Gefühl für das sittliche Schöne, in specie für die Ehre bei dem Menschen erzogen werden muß. Ebenso aber auch kann man sich nicht verhehlen, daß, wo der Einzelne, oder ein ganzes Volk für solche Forderungen ein Verständnis nicht besitzt, oder dasselbe wohl gar eingebüßt hat, Fehler der Erziehung in dieser Richtung vorliegen müssen; oder doch Ereignisse und Erschütterungen von solch elementarer Gewalt eingetreten sein müßten, daß eben nur die Besten und Stärksten, eine Minderheit von durchgebildeten Charakteren, denselben mit Erfolg Widerstand leisten konnten.

Im Rückblick auf die Geschichte unseres Volkes müssen daher wir Jetztlebenden dankbar anerkennen, daß wir, mit der Höhe unserer Kultur, insonderheit im Besitz eines distinktiven Ehr- und Nationalbewußtseins, im letzten Grunde auf den Schultern der Männer stehen, welche in der Zeit einer geistigen wie materiellen, einer nationalen und vor allem einer fast vollständigen sittlichen Zerrüttung die Prärogative des freien und selbstbewußten Denkens, das Recht des Menschen auf Erkenntnis und Wahrheit, den Kultus des Schönen

in dem Gebiet des Sittlichen, das Palladium der Ehre, den Talisman des individuellen wie des nationalen Ehrgefühls hochgehalten haben.

Gewiß, wenn sonst mit dem ehrenden Beinamen eines „pater patriae“ der Held oder Fürst geschmückt ward, der das Vaterland gerettet, so gebührt nicht geringerer Schmuck diesen, die, ob Philosophen, ob Dichter, ob in der stillen Arbeit der Schreibstube und geistlichen Klause, oder mitten in den Wirren eines Krieges, wie des 30jährigen, durch Lehre und Beispiel, durch Spruch und Lied, kurz, durch ihre Erziehung gerettet haben, was noch zu retten war. Durch wen hauptsächlich, und wie dies geschehen, wollen wir im Folgenden darzuthun versuchen.

„Es gab wenig zu lieben, sehr wenig zu ehren auf Erden“ sagt Freytag, der Kulturhistoriker, von dem Zeitalter des 30jährigen Krieges. Und doch, was für ein stattliches Haus war es gewesen, welches die glorreiche Zeit der Hohenstaufen dem deutschen Volke erbaut hatte! Von wo deutscher Mut auszog, über Land und Meer den Ruhm deutscher Kraft und deutscher Treue weiter zu tragen, wo Fürst und Volk heimkehrend, mit Ruhm bedeckt, sich des großen, stattlichen Heims erfreuend, am heimatlichen Herde, unter der Halle dem Lied des Sängers lauschten, der die großen Erinnerungen des Volkes den Enkeln bewahrte, und des deutschen Stammes Ehre als höchstes Kleinod der treuen Wacht von Fürst und Volk empfahl. Wo dann, in der Sicherheit des Friedens, bei Wissenschaft und

Kunst, durch deutschen Armes Kraft geschützt, ein glücklich Volk mit bienengleichem Fleiß zum idealen Erbe des Ruhmes, der Sitte und des Liedes von den Vätern her den Segen treuer Arbeit in Handel und Gewerbe dem deutschen Hause als Gewinn und Schmuck zuführte!

Ja, damals in der Blütezeit deutschen Wesens auf fast jedem Gebiet idealer und realer Bestrebungen, da blüht es auch und ist lebendig und kräftig, das Gefühl der Ehre bei dem Einzelnen, das nationale Selbstbewußtsein und Ehrgefühl als Eigentum des ganzen Volkes.

Aber wie im fernen Morgenlande des Selephs dunkle Fluten den reckenhaftesten und deutschesten der Könige verschlangen, so flutet es, erst still und unbemerkt, dann aber tief und reißend heran gegen das Glück, die Ehre und den Bestand des deutschen Hauses: der gemeine Sinn, der, aller Ideale quitt, nur seinen Vorteil sucht, so beim Fürsten wie beim Volk, verdrängt das Gute; ein enger Geist zeigt sich, der immer mehr sich verliert in kleinlicher Sorge und Mühe, dem Geizigen gleich, der seine Schätze hütet, aber neues nicht erwirbt. Habsucht und Eigennutz verschlingen wie mit trüben Wassern das, was Königlich, was „Adelisch" die Fürsten, die Ritter und das gewerbfleißige Volk in Wahrheit adelte, das deutsche Ehrgefühl und Nationalgefühl. Ein kleinlicher Krämergeist in der Sorge für die eigene Hausmacht statt deutscher, königlicher Ziele von Habsburgs Zeiten an;

die deutsche Ritterehre daran gegeben zum großen Teil an ein Leben von Raub und Fehde; bei dem Bürger und dem Bauer der Schachergeist des Egoismus — wo hatten Ehre und Ehrgefühl da einen Platz? —

Da aber hub die Nachtigall zu Wittenberg ihren Sang an: „von der Freiheit des Christenmenschen" — „an den Adel teutscher Nation". Ein neuer Geist pocht an die Thore des deutschen Hauses, begehrt Einlaß und findet ihn. Das Selbstbewußtsein und mit ihm das Ehrgefühl des einzelnen deutschen Mannes wird zu neuem Leben erweckt, indem die Fesseln römischen Aberglaubens und hierarchischer Despotie, die es in Bande geschlagen, zerbrochen werden; das nationale Ehrgefühl und Bewußtsein erhält in dem kerndeutschen Volksmann Luther die belebende Kraft und seinen Repräsentanten. Männer wie Hutten und Sickingen, die Fürsten des sächsischen Hauses, die Männer der Wissenschaft und Kunst stellen sich in den Dienst, das Haus des deutschen Volkes neu auszubauen zu einer Freistatt des selbstbewußten Gedankens, zu einer Wohnstatt deutscher Überzeugungstreue, deutscher Sitte, Sprache und Ehre.

Wohl: „die Studien blühen, die Geister erwachen!" ruft Hutten; derweilen schläft der alte Feind des deutschen Hauses und seiner Ehre nicht. Was groß und erhaben begonnen, verliert sich in's Kleine und Kleinliche; die Freiheit der Forschung und des Gedankens findet ihren erbitterten Widersacher in dem Zelotismus

einer unduldsamen und streitsüchtigen Geistlichkeit. Von falscher römischer Autorität, man könnte sagen: der herrschenden Priesterkaste hatte die Reformation den deutschen Geist frei gemacht und ihm das Bewußtsein seiner selbst und seiner Ehre zurückgegeben: aber wenige Jahre, und Unduldsamkeit, Frömmelei und bigottes Wesen, Hand in Hand mit dem Aberglauben und der zunehmenden Rohheit der Menge schlugen den Geist in neue Fesseln, in denen wieder verloren ging, was an Selbstbewußtsein und Selbsttätigkeit, an Freiheit und Ehrgefühl für das Individuum gewonnen war. Und was nicht weniger traurig war: das nationale Bewußtsein und nationale Ehrgefühl, welches in dem bahnbrechenden, befreienden Geist der Reformation einen Anstoß zu neuer Entfaltung erhalten hatte, es fand seine Schranken und allmäligen Tod in dem religiösen und politischen Gegensatz, in welchen das habsburgische Kaisertum zu den einzelnen größeren und kleineren Herren der Nation eintrat, und darin bis zur tötlichen Feindschaft fortfuhr.

So stand es um das individuelle und nationale Ehrgefühl im Volke deutscher Zunge bereits vor dem großen Kriege, Dank der traurigen Beschaffenheit derer, welche „allezeit Mehrer des Reiches“, auch seiner Ehre hätten sein sollen, wie auch derjenigen, welche als seine Freunde und Ratgeber, als seine geistlichen Führer zu Erziehern seines Ehrgefühles berufen gewesen wären.

Da trat jener Krieg ein, der für unser Vaterland so verhängnisvoll werden sollte, ein Krieg so lang-

dauernd, so grausam, so fast alles nationale Erbgut in geistiger, sittlicher und materieller Beziehung zerstörend, daß wohl gesagt werden kann, die Geschichte dieses traurigsten aller Kriege ist mit Blut und Thränen geschrieben. Wie deutscher Boden vornehmlich der Tummelplatz fremder Heere wurde, wie die Äcker zerstampft, die Frucht des Landmanns verderbt, Dörfer und Städte durch Feuer zerstört, das Volk durch Hunger und Krankheit nicht decimirt, nein, fast vernichtet wurde, — es waren unberechenbare, unsagbare Verluste; aber was noch schwerer wiegt, was das Volk so tief elend erscheinen läßt, das ist der fast vollständige Verlust alles dessen, was dem Menschen, dem Einzelnen, wie der Gesammtheit des Volkes seine Würde verleiht: das sittliche Selbstbewußtsein, die sittliche Energie, das sittliche Ehrgefühl war bei den Meisten dahin.

Wohl hatte zu Anfang des Krieges das durch die ausschweifende Zügellosigkeit und erbarmungslose Grausamkeit roher Soldaten gereizte und beleidigte Selbstbewußtsein des Volkes, sein Ehrgefühl sich aufgebäumt; aber die brutale Gewalt erwies sich mächtiger als der Halt des idealen und sittlichen Fonds im Volksherzen, der allein dem damaligen Geschlecht die Kraft eines ausreichenden Widerstandes und eines endlichen Sieges hätte geben können. Die anfängliche sittliche Entrüstung, die Reaktion des Ehrgefühls machte mit der Zeit, durch den Zwang der schweren Not einer stumpfen und dumpfen Gleichgültigkeit Platz. Auf der anderen Seite zeigt sich in den höheren und höchsten Schichten der

Bevölkerung eine Art des Leichtsinns, der bei dem Verfall des eigenen Volkslebens und seiner Sitte, in fast vaterlandsloser Weise an ausländischer Art in Mode und Sprache sein Wohlgefallen, sein Genügen fand, besonders in der Nachahmung, deutlicher, in der Nachäfferei alles Französischen. Es ist das ein krankhafter Zug des Volkslebens, der, während sonst die Folgen des 30jährigen Krieges im 19. Jahrhundert verharscht sind, heutiges Tages, unter vollständig veränderten Verhältnissen, leider oft noch ganz sonderbare Blüten treibt.

Wenn nun auch der Krieg die Mittel, diesen Neigungen nachzugeben, wenigstens in Bezug auf Luxus und Genußsucht ziemlich beschnitten, ja zumeist verzehrt haben mochte, so zeigt doch schon die Zeit nicht lange nach dem Friedensschluß mit den zunehmenden Mitteln auch wieder ein stärkeres Hervortreten jener Art „Ausländerei“ in den Städten besonders, wie auch auf den Rittersitzen, und die hinzukommende Verwilderung der Sitten, Kriecherei nach Oben, Übermut und Hochmut nach Unten hin beweisen, daß der Banquerott des sittlichen Ehrgefühls ein ziemlich vollständiger geworden war.

Diesen geistigen Niedergang des Volkslebens zu paralysieren, wäre eine Macht berufen gewesen, — die Kirche. Indes waren die meisten ihrer Vertreter nicht im Stande, die hohe Aufgabe zu erfassen, welche der Religion, im Besonderen der Kirche sonst eine so hohe Bedeutung in der Erziehung und Leitung des Volks-

lebens zuerteilt. Ihre Kraft mußte versagen, und versagte auch, je mehr sich die Kirche von dem lebensvollen ethischen Mittelpunkt des Christentums entfernte, und sich in einen toten Zelotismus, in ein leeres Gezänke theologischer Maximen, in sophistischen und dialektischen Streitigkeiten verlor, für welche das Volk ein Interesse, weil auch ein praktisches Verständnis nicht haben konnte. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß auch auf diesem Gebiet Männer sich fanden, welche gegenüber der auch religiösen Verwilderung und sittlichen Fäulnis gleich einem Salz ihre Einwirkung ausübten; aber es waren nur Ausnahmen und verhältnismäßig nur kleine Kreise, auf welche sie wirken konnten. Die größere Masse des Volkes aber, anstatt durch die idealen Mächte und Anreize der Religion gehoben und veredelt zu werden, hatte sich zuerst widerwillig von der rabies theologorum abgewendet, war dann meist indifferent und indolent geworden. Überdies verbitterte der Charakter des Krieges als eines Religionskrieges viele gegen die Religion überhaupt. Das Schlimmste war jedoch dies, daß durch den oft genug befohlenen, auch wohl erkauften Wechsel des Religionsbekenntnisses das sittliche Gefühl bis in die niedrigsten Schichten des Volkes verderben, das persönliche, gemeindliche und auch nationale Ehrbewußtsein einen tötlichen Stoß empfangen mußte; Roheit und Laster aber mochten ohne ein sittliches Gegengewicht von jener Seite unaufhaltsam das Volksleben verderben, und — „Ehre verloren, Alles verloren!“

Dieser sittlichen Zerstörung gegenüber sind die Denker und Weisen jener Tage, ob deutschen oder fremden Namens, in Wahrheit zu geistigen Vätern des Volkslebens geworden. Freilich, daß Ideen meist erst allmälig sich Bahn brechen, ist natürlich; ebenso auch, daß sich die Einwirkung philosophischer Prinzipien nicht mit mathematischer Bestimmtheit in dem Leben der Volksseele begrenzen läßt, wohl aber läßt sich ein gewisser Umfang, so zu sagen, der geistigen Atmosphäre beschreiben, welche durch diese Ideen erfüllt ist.

Daß hierbei die Vermittlung gebildet wurde durch die Litteratur und die Presse, soweit diese moderne Bezeichnung auf jene Zeit ihre Anwendung finden kann; durch die Begründung gelehrter Schulen und Universitäten; durch die informatorischen Reisen der Studierenden aus Deutschland besonders nach Holland, Frankreich, auch nach England hin, ist bekannt; aber ebenso wenig läßt sich verkennen, daß die Einwirkung vielfach auch eine unmittelbare gewesen ist. Hierbei muß besonders der Litteratur ein Verdienst zugerechnet werden, insoweit die Dichter und Schriftsteller die Erkenntnisse, welche sie vielfach von der Philosophie, als ihrer geistigen Nährmutter dargeboten erhielten, in sich verarbeiteten, und denselben in dem Gewande der Poesie diejenige Form zu geben suchten, welche von jeher für die Volksseele die eindringlichste Sprache, die verständlichste Lehre, die vertrauteste Weise gewesen ist.

Wir hatten bereits Gelegenheit anzudeuten, wie wir in der Verderbnis der Muttersprache eine ernstliche

Gefährdung des Selbstbewußtseins und des politischen Ehrgefühls bei dem Einzelnen und weiterhin überhaupt des nationalen Selbst- und Ehrbewußtseins inbezug auf die Gesammtheit des Volkes erblicken.

Eine schon damals so genannte „Sprachmengerei" trat geradezu epidemisch auf in den letzten Jahrzehnten vor Beginn des großen Krieges. Wir können diesem Gebahren den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit nicht ersparen. Die Liebe zum Vaterlande hat, wie der Baum das Erdreich, in welches er seine Wurzeln tief und tiefer hineingesenkt hat, ihren praktischen Boden: das ist für den Einzelnen die Scholle, auf der er wohnt, der Boden der Heimat. Man kann ihn von dieser vertreiben, wie einen Baum aus seinem Erdreich herausreißen, an einen anderen Ort ihn versetzen; es kann sein Tod, sein Untergang als dieses besonderen politischen Wesens sein, doch es muß nicht sein. Außer jenem praktischen Boden, wie wir dies bezeichneten, hat die Liebe zum Vaterlande ihre noch viel höhere und wichtige Lebensbedingung in der heimatlichen und vaterländischen Sitte, dem überkommenen Erbe von den Vorfahren her; in der Geschichte der Familie, der ganzen Volksgemeinde; nicht am wenigsten aber in dem kostbaren Erbstück der Sprache, die wir Deutsche so schön als unsere „Muttersprache" zu bezeichnen gewöhnt sind.

Solange diese idealen Lebensbedingungen nicht unterbunden werden, wird der Volksgenosse ein lebendiges Glied nur seines Volkes bleiben, er sei wo er sei. Wo er mit diesen Qualitäten ist, trägt er das Volks-

bewußtsein gleich seinem Selbstbewußtsein mit sich, und richtet sein Vaterland auf, selbst in der Fremde. Den Besitz dieser köstlichen Erbstücke erkennt er als seine politische Ehre, und sein Ehrgefühl als dieses besonderen politischen Wesens läßt ihn an der Aufrechterhaltung dieser Ehre unverrückt festhalten.

Diese idealen Lebensbedingungen in Geschichte, Sitte oder Sprache aber selbst zerstören, aus Leichtsinn oder gar mit Bedacht, aus falscher Eitelkeit oder in sträflichem Übermut, aus Gleichgültigkeit gegen das Eigene, oder in blinder Liebe für das Fremde, erscheint dagegen als ein Verbrechen an der Ehre und dem Ehrgefühl des Einzellebens wie des ganzen Volkes.

Das haben die Männer gefühlt, jedenfalls die ernsteren und ehrlichen unter ihnen, welche es schon vor Beginn des Krieges unternahmen, jenem Übel der immermehr um sich greifenden Sprachverderbnis entgegen zu treten. Es ist ja freilich wahr: wenn wir diese Zeit der Litteraturgeschichte mit der früheren Blütezeit des Mittelalters vergleichen; wenn an diese Epoche der Maßstab der Kunst angelegt werden soll, so stellt sich in derselben, trotz ihrer Bemühungen um Reinigung und Veredelung der Muttersprache zweifelsohne eine Zeit des Verfalles dar. Die größere Sonderung der Stände welche sich mit der Zeit vollzogen durch die größere gelehrte Bildung einerseits, wie durch die Abgrenzung vermöge manierirterer, leider ausländischer Sitte und Unsitte auf der anderen Seite, ließ eine hinreichend breite Unterlage für die Entwicklung der Litteratur als

gemeinsamen Volksbesitzes nicht wohl zu. Ebenso aber auch ging der damaligen Zeit die Kraft der Erfindung und Neugestaltung ab; ein Umstand, der in Ansehung der damals überhaupt gesunkenen Volkskraft nicht Wunder nehmen kann.

Wir sind daher die Erklärung schuldig, daß, soweit wir hier die Litteratur in Betrachtung ziehen, dies nicht geschehen soll, indem etwa das Verdienst der einzelnen Dichter um die Kunstform der Dichtung, oder ihre Unterlassung in dieser Richtung bemerkt würde; vielmehr ist lediglich die Absicht, aus jenen Poesieen dasjenige heraus zu heben, wodurch für die jeweilige Zeit in Bezug auf die Ehre und das Ehrgefühl des Einzelnen wie des Volksganzen dem Volke eine Förderung vermittelt, ein sittlicher und nationaler Halt dargeboten wurde.

Von diesem Standpunkt aus werden wir über die in Rede stehende Epoche der Litteratur ein anderes und zwar günstigeres Urteil fällen dürfen. Mochten bei der Gründung der ersten und auch späteren Sprachreinigungsgesellschaften, kurz „Sprachgesellschaften", wie des Palmenordens, der Rosengesellschaft bis hin zu Harsdörffers „Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz" Spielereien, ja Kindereien mit unterlaufen, so muß man doch zugeben, daß der ursprüngliche Gedanke, welcher zur Gründung solcher Vereinigungen hinführte, eines durchaus sittlichen Ernstes nicht entbehrte. Sicherlich entsprang dieser Gedanke der Erwägung des deutschen Selbstbewußtseins und Ehrgefühls, daß in der sich

vollziehenden Verderbnis der Muttersprache ein Attentat zugleich auf die persönliche und Nationalehre gemacht werde. Daß unter den Gründern z. B. des Palmenordens ernster gerichtete deutsche Fürsten waren, muß in diesem Urteil noch gewisser machen. Besonders durchschlagend dafür aber ist es, daß später ein Mann von unangreifbarer sittlicher Tüchtigkeit und voll echt deutschen Ehr- und Nationalgefühls wie Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, diesem Orden beigetreten ist. Gewiß ist aber, besonders in jener Zeit, die Energie des Ehrgefühls alles Lobes wert, welche in einer Schrift des Palmenordens zum Ausdruck kommt in den Worten: „Unsere Teutsche Muttersprache ist so edel, daß man sich derselben vor Kaiser, König und Fürsten nicht zu schämen habe“ ...., und weiter: „Unsere geliebte Teutsche Muttersprache ist unter anderen Hauptsprachen nicht die geringste, sondern die prächtigste“ ꝛc.

Mag also immerhin der Litteratur als solcher ein besonderer Gewinn aus jenen Gesellschaften nicht erwachsen, durch die mannigfache Ausartung derselben sogar teilweise Schaden zugefügt worden sein; der Anspruch auf ein nationales Verdienst in Ansehung des gesteckten Zieles darf ihnen nicht vorenthalten werden.

Wenn wir so gegen den Anfang des Krieges im Gebiet der Litteratur die Keime einer geistigen Richtung erblicken, — und wir können diese bis in die Zeit nach dem Kriege verfolgen —, welche die Bewahrung der Volksseele und ihrer Würde in dem energischen Eintreten für die Erhaltung und Ehrung eines ihrer kostbarsten Erbstücke als eine Ehrensache ansah, und so dem Volksleben eine seiner sittlichen Stützen erhielt, so sekundierte diesem mit der Richtung auf ein Ähnliches auch die Philosophie jener Zeit. Wir beziehen uns hier auf die Philosophie Baco's in ihrer praktischen Bedeutung auf diese und die Folgezeit während des Krieges.

Während so zu sagen der gebildete Teil des Volkes darauf aus war, das individuelle wie nationale Ehrgefühl in der Lust an dem Ausländischen und Fremden daran zu geben; während der Krieg immer mehr begann, die Kräfte des Volkes zu zersetzen, war es die Kirche, römisch wie protestantisch, welche, anstatt dem Übel zu steuern in der Erziehung des Volkes auch zu einem religiös sittlichen Ehrgefühl, dem einstürzenden deutschen Hause keine Stütze bot; im Gegenteil. Die römische Kirche hat es von jeher praktisch betrieben, das ganze Leben ihrer Gläubigen mit ihren Satzungen und Ceremonieen zu durchweben, um so das Individuum an jedem Tage des Jahres, in jedweder Lage des Lebens an sich zu fesseln. Dieser äußeren Bindung des Lebens durch ihre ceremoniösen Gebräuche entsprach es aber, daß der Mensch nach der Seite seines Selbstbewußtseins und seiner Selbstthätigkeit hin gleichfalls gebunden, ja vielfach gefesselt erscheint, so daß das ganze Leben leiblich und geistig sich fast nur mechanisch in dem vorgeschriebenen und genau umgrenzten Geleise bewegte. Die Reformation hatte diese Fesseln zerbrochen; doch nicht überall und nicht für immer. Wo aber die pro-

testantische Freiheit aufgerichtet war, wo diese hätte in dem dem selbstständigen Denken, der freien Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit wiedergegebenen Menschen Blüte und Frucht schaffen und mehren können, da war statt dessen der Freiheitsbaum des Protestantismus umzäunt und umstellt von kaltherzigen Zeloten, die in der Hitze des Streites um dieses oder jenes Dogma mit fanatischem Eifer entbrannten, ein warmes Herz aber für ein armes, dem Verfall geweihtes Volk nimmermehr besaßen. So konnte es kommen, daß trotz der geistesbefreienden That der Reformation dennoch hier wie dort das Volk durch die Kirche, geringe Kreise ausgenommen, weder einen Halt fand, noch sonst sonderliche Förderung seines Geisteslebens erfahren mochte, am aller wenigsten in dem, was das individuelle Ehrgefühl und das nationale Ehrbewußtsein betrifft.

Bei solchen Zeitumständen war es von großem Wert, daß wenigstens mittelbar, die Arbeit denkender Köpfe im Gebiet der praktischen Philosophie dem Volksleben zu gute kam.

Wenn auch Baco, 1561—1626, ein deutscher Philosoph nicht war, auch ein eigentliches System und eine besondere Ethik nicht aufgestellt hat, so ist doch seine ganze Weise zu philosophieren von der Art, daß überall da, wo diese Philosophie auf ein sich in vieler Beziehung fast mechanisch abwickelndes, ja zum Teil stockendes Geistesleben traf, mehr oder weniger die Geister aus der Selbstvergessenheit erweckt werden konnten.

Indem Baco sich auf den rein empirischen Standpunkt stellt, mit der Forderung einer Zurückführung der Wissenschaften auf die Erfahrung und die Naturphilosophie; indem er zu diesem Behufe den Geist gereinigt und befreit wissen will von allen abstrakten Theorieen und überlieferten Vorurteilen, so konnte es nicht fehlen, daß diese Prinzipien, auf die damaligen Zeit- und Geisteszustände angewandt, das denkende Subjekt vermögen mußten, sich auf sich selbst, auf seine Würde und Freiheit zu besinnen, und zugleich auf die mit jener kontrastierende Stellung seines sozialen, politischen und religiösen Lebens aufmerksam zu werden. Mit einer dadurch eintretenden Reaktion gegen den bisherigen Zustand muß aber das denkende Subjekt, es sei nur ein Einzelner, oder ein Volk, in dem wieder erweckten Selbstbewußtsein zugleich wieder eines kräftigeren Ehrgefühls teilhaftig werden.

Was Baco vornehmlich durch Aufstellung seiner Prinzipien erreichen will, das ist: durch die empirische Behandlung der Dinge, zugleich als den Zweck alles Wissens, die Herrschaft des Menschen über die Natur zu gewinnen.

Die Zeit dieses Philosophen reicht noch in das erste Jahrzehnt des Krieges; der Anstoß, die Anregung, welche seine philosophischen Ideen gaben, jedenfalls weit über denselben hinaus. Es liegt daher nahe genug, eine praktische Anwendung dieser Zeitphilosophie auf die traurigen Zeitumstände während des Krieges zu machen.

Die Aufgabe der praktischen Philosophie soll nicht im stoischen Sinne, oder gar in dem der Skepsis so zu sagen ein laisser aller, ein gleichgültiges Sich-Abfinden mit den Thatsachen sein in der willigen Annahme derselben, welcher Art sie auch sein mögen, noch weniger eine der Beugung und Knechtung unter die Macht der Thatsachen; sondern das soll und muß ihr Ziel sein: möglichste Beherrschung der Dinge und Verhältnisse durch die Energie des Geistes. Zu den Objekten der empirischen Forschung gehören aber nicht nur die lebenden und toten Dinge in der Natur um uns her, sondern ebenso auch die thatsächlichen Erfahrungen, die Eindrücke, welche glückliche oder unglückliche Zeitumstände, ähnlich wie physisch der Sonnenschein oder ein Hagelwetter, auf uns machen. „Kenntnis" ist aber nach Baco: „Macht", und so sagen wir, sofern wir in der Erkenntnis der Wirklichkeit der Dinge das Nützliche oder Schädliche, den Wert oder Unwert derselben unterscheiden lernen, so kann es nur an uns selbst liegen, ob wir uns, trotz jener empirischen Erkenntnis, von Dingen oder Menschen, mit einem Wort von den Zeitumständen knechten lassen, oder aber vermöge eben jener Erkenntnis es als eine Aufgabe des individuellen und gegebenen Falls auch des nationalen Ehrgefühls ansehen, über den Verhältnissen zu stehen, indem wir dieselben in der Kraft freiester Selbstthätigkeit nicht blos überwinden, vielmehr dieselben uns dienstbar machen.

Wenn den Prinzipien Baco's für jene Zeiten

diese Bedeutung einigermaßen beizumessen ist, so wird dem gegenüber der ihm von einer Seite gemachte Vorwurf nicht allzuschwer wiegen, als ob von ihm aus ein „stetes Versinken in einen seichten Moralismus" stattgefunden habe. Was diesen Vorwurf betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß nach den stattgehabten Religionskämpfen es schlechterdings kaum zu verwundern war, wenn viele schließlich mit dem Äußeren auch den Inhalt der Religion, die noch dazu als Anstifterin so vieler Übel erschien, fallen ließen, und dem Streit um Annahme oder Verwerfung von Dogmen, die ihren sehr menschlichen Ursprung dem Wissenden oft genug nur zu deutlich verrieten, aus dem Wege gingen; dafür aber in der empirischen Betrachtung der Dinge und in den Resultaten der praktischen Philosophie einen Ersatz resp, einen Halt suchten.

Insofern dies eine Wirkung seiner Philosophie gewesen, dürfen wir es, weit entfernt ihm einen Vorwurf zu machen, dem Philosophen als ein Verdienst anrechnen, wenn er im ausdrücklichen Gegensatz gegen allen Scholasticismus in weltlichen und geistlichen Dingen den Blick auf das Practische hingewendet hat, und in dieser Hinführung dem Individuum das Gefühl seiner Ehre als eines selbständig denkenden, frei urteilenden und demgemäß handelnden zurückgeben konnte.

Der entwürdigenden Fesseln und Schranken für das denkende Selbstbewußtsein gab es zu diesen Zeiten genug; den Anstoß aber zur Lösung dieser Fesseln gegeben zu haben, ist dieses Philosophen Verdienst.

Einen Anteil an diesem Verdienst nehmen wir auch für die hervorragenderen Dichter jener Zeit in Anspruch.

Wir haben früher als Ziel des individuellen Ehrgefühls die Herausbildung der „Schönheit der Seele“ in der Harmonie aller Seelenvermögen, und als Begriff der Ehre selbst diese seelische Beschaffenheit in ihrem dauernden Zustande bezeichnet. Ein nur flüchtiger Blick auf die Epoche des 30jährigen Krieges läßt aber zur Genüge erkennen, wie sehr in dieser Hinsicht das Volksleben darnieder lag, und wie sehr dies in den persönlichen Beziehungen des Einzelnen, ebenso aber in kommunaler und nationaler Hinsicht grell zu Tage tritt. Hier haben auch die Dichter, so weit dies überhaupt möglich war, Wandel geschaffen. Mag sich gleich ihr Einfluß, wie dies auch und in höherem Grade bei den Philosophen der Fall war, zunächst nur auf Kreise von geringerem Umfange erstrecken, so lag doch in ihrem Streben die Tendenz auf das Volksganze.

In diesem Bemühen tritt uns zunächst entgegen Rudolf Weckherlin, 1584—1651, der, ausgezeichnet durch Tüchtigkeit der Gesinnung, mit Wärme und Innigkeit als echter deutscher Patriot in jener sonst so gesinnungslosen Zeit sein Bestes dem Volke darbietet, um dasselbe über die Armseligkeit der Gegenwart zu erheben, und sein Volks- und Selbstbewußtsein zu stärken. Seine Oden und heroischen Gedichte legen hierfür Zeugnis ab, besonders wenn er den großen Helden und Glaubenszeugen seiner Zeit besingt.

Neben ihm, in den Augen der Zeitgenossen um vieles höher, steht Martin Opitz, später von Boberfeld (1597—1639).

Es ist ein sonderbares Geschick, welches Martin Opitz zu Teil geworden ist. Wie er von den Zeitgenossen als ein Genius ersten Ranges angestaunt und in die Gesellschaft des Palmenordens unter dem Namen des „Gekrönten“ aufgenommen wurde, so war er von Kaiser Ferdinand II. tatsächlich als „der erste Dichter für deutsche Verse“ mit dem Lorbeer gekrönt. Über ein Jahrhundert nach seiner Zeit hat er für den „Vater der Dichtkunst“ gegolten, ward ihm der Titel eines „Fürsten des deutschen Liedes“ beigelegt. Eine eines Königs würdige Grabschrift ist ihm gesetzt von P. Flemming. Aber es ist ihm widerfahren, daß in der neueren Zeit eine nüchternere Prüfung seiner dichterischen Leistungen, wie seines Lebens überhaupt, nicht umhin gekonnt hat, all jenem zeitgenössischen Ruhm, den Opitz genossen, ein Dementi entgegen zu setzen, so daß nach manchem Kritiker von dem Lorbeer des Ruhmes nur wenig Blätter ihm geblieben sind. Mag er nun immerhin zu seiner Zeit, für die er dennoch epochemachend war, als Dichter überschätzt sein; mag mancher Zug in seinem Leben, wenn man den Maßstab früherer oder späterer Zeit anlegt, nicht bloß befremden, sondern ein abfälliges Urteil hervorrufen. Wir dürfen doch nicht vergessen, daß er wie jeder ein Kind seiner Zeit — und welch einer Zeit! — gewesen.

Dagegen müssen wir doch Bedenken tragen gegen-

über der Behauptung, als ob Opitz auch als Patriot, in seinem Bemühen um die Veredelung der damaligen Zeit und seines Volkes lediglich überschätzt sei, und die sittliche That seines Einflusses der ihm gewordenen Anerkennung nicht entspreche. Unter seinen didaktischen Dichtungen sind es besonders: „Trostgründe bei den Widerwärtigkeiten des Krieges“; „Zlatna, oder von der Ruhe des Gemütes“; „Vielguet, oder vom wahren Glück“, welche den Leser überzeugen können, daß Opitz, doch unter die Zahl derjenigen verdienten Männer jener Zeiten zu rechnen ist, welche die Erziehung der Volksseele auf dem Grunde ethischer Prinzipien zu Wahrheit, Pflicht und Ehre als rühmliche Aufgabe ihres Denkens, Dichtens und Wirkens erfaßt haben.

Um dies nachzuweisen, dürfen wir uns darauf beschränken, aus dem zuletzt erwähnten Lehrgedicht dasjenige hervorzuheben und in Vergleich mit der Zeit des Dichters zu setzen, was unseres Erachtens dem Dichter Opitz, wenigstens nach der Seite der Volkserziehung hin, in Bezug auf Ehre und Ehrgefühl die Anerkennung auch der Jetztzeit sichern muß.

Es gehört immer ein gewisser Mut dazu, sobald es jemand unternimmt, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, dem Volke die Wahrheit zu zeigen. Dies um so mehr, sofern Zeitumstände wie die damaligen die Denkweise des Volkes von der Erfassung des Wahren, Schönen und Guten entfernt hatten, der Zeitgeist Tendenzen huldigte, die den Menschen- und Vaterlandsfreund mit Trauer erfüllen, aber ihn auch antreiben

mußten, nach Möglichkeit zu helfen, sein Denken und Dichten, die Liebe eines menschlich und patriotisch fühlenden Herzens, die Energie seines auf das Gute, insonderheit auf das Beste seines Volkes gerichteten Willens, trotz Neid und Misgunst, trotz Thorheit und Undanks in den Dienst an einer wie damals vielfach verblendeten Nation zu stellen.

Bezeichnend ist hierfür der Anfang von „Vielguet“:

„Indessen daß mein Sinn der Welt gemeines Ziel
Vernichten, und sein Lob auff etwas stellen will,
Das gut ist und die Zeit des Lebens gut kann machen,
So komm, O höchstes Gut, du Ursprung guter Sachen,
Deß Bösen ärgster Feind, erwecke mir Verstand,
Verleyhe kecken Mut, und schärpffe meine Hand
Zu bringen durch den Neyd deß Volkes von der Erden,
Das sonst mit seiner Schar mein Meister möchte werden,
Und Wahrheit kaum verträgt“ . . . . .

„Die Zeit des Lebens gut zu machen“, ist des Dichters Ziel; Neid und Lüge, die Feinde wahrer Ehre und wahren Glückes, bekämpfen und aus dem Wege zu räumen, ist der Weg, den er geht.

Wenn je eine Zeit dem wuchernden Unkraut des Egoismus Nahrung geboten, so waren es jene tollen und trunkenen Zeiten von 1621—1623. Wie durch die Unredlichkeit der damaligen Regierenden die gute

Reichsmünze betrügerisch verdorben und mit falschem Gepräge versehen wurde, so ist damals und dadurch nicht am wenigsten das Herz des Volkes verdorben und ihm ein Stempel der Schande aufgedrückt. Alle niedrigen Instinkte wurden in diesen Zeiten der Wipper und Kipper aufgeregt. Geldgier und Habsucht; schmutziger Geiz und leichtsinnige Verschwendung; Lug und Trug und Ehrlosigkeit, das ist das häßliche Bild jener Tage, — eine Carrikatur, ein Zerrbild dessen, was die Seele des Einzelnen, wie die Volksseele nach den Gesetzen der sittlichen Schönheit, nach den Prinzipien wahrer Ehre und eines geläuterten Ehrgefühls sein sollte. Mit der Verkehrung dieser hohen Prinzipien ist die Idee des höchsten Gutes selbst verrückt; im Vielguet heißt es daher:

. . . . . „worauf des Menschen Mut
Am meisten sieht und denkt, das heißt sein bestes Gut."

und weiter im Hinblick auf die ehr- und tugendvergessene Zeit:

„Ein Teil, das pfleget sich zum Ertze zu verdammen,
Und Höllen abzugehen; da lesen sie zusammen
Das Gold, den reinen Koth, der bleichen Sorgen Kindt,
Des Glückes Ausgespey, den Rauch, den thevren Wind,
Der in die Tugent stürmt" . . . . . .

Der Kulturhistoriker G. Freytag weiß zu schildern, wie damals auch Stellen-, Ämter- und Titelsucht, alles

die Frucht eines ungebändigten Egoismus und mangelnden Ehrgefühles, ein Symptom der Krankheit war, welche den früher so gesunden und kräftigen Volkskörper verzehrte; Opitz aber kennzeichnet diese Art der Volksverderbnis in dem herben Spott:

„Es ist ein größer Lob, daß gute Leute fragen,
Warumb nit, als warum Dir was wird auffgetragen." —

Besonders eindringlich aber ist seine ernste Mahnung an die von der sittlichen Fäulnis ergriffenen Fürsten und Ritter, wenn der Dichter ihr Ehrgefühl anruft mit den Worten:

„Ich ehre Deinen Standt: doch soll ich Dich auch preisen,
So lebe Ritterlich, und laß mich unverlacht,
Ob Du gleich Edel bist gebohren, ich gemacht."

Wie Opitz schon den inneren Adel der Gesinnung, die Bewährung derselben durch ein derselben entsprechendes Leben fordert, das ohne Ehre und Ehrgefühl nicht gedacht werden kann, und dies hoch über die Prätensionen eines Adelsbriefes, oder einer langen Ahnenreihe stellt, so wird seine philosophische Schule offenbar, wo er gegenüber einer krankhaften Wertschätzung des Äußerlichen, wie auch gegenüber der Genußsucht und Unmäßigkeit auf die Natur hinweist: . . . . „so frage die Natur" . . . . „alles schön ist gut." Alle sonstigen äußeren Vorzüge „sind eine schöne Wandt, ein Hauß, das seinen Grundt von innen haben muß."

Schönheit der Seele! das ist danach die Forderung des Dichters; die unbefleckte Ehre der Unschuld; ein reines Gewissen, in welchem das Ehrgefühl pulsirt und in Frömmigkeit und Weisheit über des Hauses Ehre wacht und dieses schmückt:

. . . . . „Die Unschuld wird bewacht
Von ihrer Frömmigkeit. Was wollt ihr euch beschließen,
Verriegeln umb und umb, und fürchtet das Gewissen
Das mitten in Euch wohnt? was hilft es, daß die Wandt
Von außen schöne sei, und darin fehlt Verstand des Hauses bester Schmuck?" . .

und weiterhin, der inneren Unwahrheit, der Heuchelei und dem Schein der Ehre gegenüber die eindringliche Frage:

„Habt Ihr nichts eygnes nicht? muß evergantzer Schein
In dem was flüchtig ist und ausser euch bestehen?" —

So bietet Vielguet eine Fülle von Sentenzen, die der Ausdruck einer gesunden Weltanschauung sind, und erst recht von einem edlen, um die Ehre und das Glück seines Volkes bemühten, patriotischen Herzen Zeugnis ablegen. Er empfiehlt die Weisheit, „die Not und Tod zerbricht"; das nil differre der Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung; zufriedenen Sinn; bei gesundem Leibe ein gesundes Herz; Beständigkeit; Wahrhaftigkeit im Denken und Reden.

Wir führen zum Schluß noch die wahrhaft schönen

Verse an, in denen der Dichter zu selbstbewußtem, tatkräftigen Handeln aufwecken will, die Ehre ächten Mannesmutes preist und die Kraft eines großen Herzens, das auch im Unglück fest ist:

„Ein Leben, das von Not und Kreutze nicht kann sagen,
Dem alles auff der Welt ergehet nach Behagen,
Ist wie ein todtes Meer, das gantz steht unbewegt,
Und niemals an das Land mit seinen Wellen schlägt.
Ein Fechter fordert auß, ein Landsknecht liebt das Kriegen,
Ein weiser Mannes Muth will über Unglück siegen,
Begehrt den Feind zu sehen, er steht, wenn alles fällt,
Und schlügen schon vielleicht auch Stücke von der Welt
Auf seinen Halß herab; er kann mit grossem Hertzen
Vernichten Furcht und Trost, zertreten Noth und Schmertzen,
Stirbt ab der Sterblichkeit, ist seines Lebens voll,
Und hoffet auf den Tag an dem er wandern soll." —

Hier sei uns gestattet, sogleich eines Mannes zu gedenken, der als ein Zeitgenosse von Opitz doch zu diesem und der sogenannten ersten schlesischen Dichterschule in keiner Beziehung stand, der vielmehr in seiner Zeit gleich einem vorgeschobenen Posten auf einsamer Warte erscheint. Wir meinen den Grafen Friedrich von Spee (1595—1635). Als ein Vorkämpfer wahrer Aufklärung, als ein bewährter Kämpfer für die Ehre der menschlichen Vernunft und für das sittliche Ehrgefühl im Menschen ist er in die Bresche getreten.

Zwar traten seine Lieder als Ganzes erst vierzehn Jahre nach seinem so frühzeitig erfolgten Tode in die Öffentlichkeit, und müßten darum füglich ihre Besprechung später finden. Indes ist, was das Volksleben anbetrifft, Ursache und Wirkung in dieser traurigen Epoche vielfach so zusammenfallend, und die Zustände der Volksseele in der nächsten Folgezeit des Krieges sehen denen während des Krieges selbst in vieler Beziehung so ähnlich, daß wir diese Anticipation wagen dürfen. Zudem ist von Spee mitten in der Zeit des Krieges der Urheber einer Schrift, welche, ganz abgesehen von seinen Poesieen, für sich allein schon dazu angetan wäre, ihm den Ruhm eines Mannes zu sichern, der für die Ehre nicht bloß deutschen Volkes, sondern der ganzen Menschheit, und gegen die nichtswürdigste Schändung derselben und der Vernunft gekämpft hat. Es ist das sein Buch gegen die Hexenverbrennungen.

Wie ein roter, wir möchten sagen, wie ein blutiger Faden zieht sich seit jener unseligen Bulle des Papstes Innocenz VIII. die Geschichte der Hexenprozesse und Hexenverbrennungen durch die folgenden Jahrhunderte. Hatte das Oberhaupt der Christenheit den Anstoß dazu gegeben, so wurde in dem berüchtigten Hexenhammer von Sprenger, dem **„Malleus maleficarum“** das gräulichste Verfahren juristisch legitimiert. Und wie bedauerlich, während sonst römisch und protestantisch in tötlichem Gegensatz zu einander stand, — in dieser schrecklichen Verirrung der Menschennatur that es die

eine Kirche der anderen zuvor, und selbst juristische Fakultäten konnten ihr Gutachten auf „schuldig“, in solchen Prozessen geben. — Es erscheint noch viel zu milde, die Ursache dieser Gräuel mit Hexenwahn zu bezeichnen. Dummheit einerseits, aber Schlechtigkeit andererseits, potenziert bis zur Borniertheit und Schurkerei, das sind die Triebfedern für jene Schlächter gewesen, die meist in geistlichem Gewande und auch **„in majorem Dei gloriam“** die elenden Opfer aus dem Volk, besonders aus der Frauen- ja sogar aus der Kinderwelt auf die Folter und zum Scheiterhaufen schleppten.

Das gemeine Volk und nicht wenige seiner Oberen war in den Aberglauben hineingeraten wie in einen Sumpf; und es kann kaum eine demütigendere Sache geben, als das Eingeständnis der Wahrnehmung, daß das Licht der menschlichen Vernunft so umnachtet, die gesunde Urteilskraft so verfälscht, das sittliche Ehrgefühl so heruntergebracht werden, der Wille so mißbraucht werden kann, wie dies jene entsetzlichen und frevelhaften Unthaten darthuen.

Freilich, mit welchem persönlichen Mute, mit welcher Selbstlosigkeit in Hintenansetzung seiner eigensten Lebensinteressen, mit welcher Kraft der Überzeugung auch Fr. v. Spee für die Ehrenrettung der Menschheit, der mit Vernunft begabten Menschenseele in die Schranken getreten ist, es war den finsteren Mächten des Aberglaubens und der menschlichen Bosheit gegenüber doch fast vergebliche Arbeit, wenigstens für jene Zeit; doch

wird das Verdienst seines Strebens trotzdem bleiben für alle Zeiten.

Spee war ein Jesuit, war Theolog und Philosoph zugleich; in allem aber ein Verfechter der Menschenehre und des Ehrgefühls!

So kraftvoll und thatkräftig der edle Spee auf den alten Feind der Vernunft und der Menschenwürde mit dem Rüstzeug des Philosophen eingedrungen ist, indem er die Unvernunft und Barbarei jener traurigen Prozesse darthat, so sanft und lieblich erscheint die Weise, welche er in seinen Poesieen anschlägt. Es ist die Sammlung seiner Lieder, die er „Trutz-Nachtigall" nennt, indem diese trotz der Nachtigallen singen sollten. Dies thuen sie denn auch; denn ein Ton der Liebe, eine naive, kindliche Freude an der Natur, verbunden auch mit religiöser Innigkeit singt und klingt durch das Ganze.

Gerade dieses innige Naturgefühl in den Liedern Spee's ist uns in Rücksicht auf jene Zeiten von besonderer Bedeutung.

Wir mögen den Gedanken nicht abweisen, daß zwischen der Philosophie und Dichtkunst, soweit beide der Erziehung und Veredelung des Menschengeschlechtes dienen wollen, vielfach ein Zusammenhang besteht, der oft geheimnisvoll erscheinen könnte. Wollte Baco in wissenschaftlicher Sprache und aus Gründen der Wissenschaft und Vernunft das menschliche Denken, um es frei zu machen, und über die Dinge zu erheben, hinführen auf die unmittelbare, empirische Betrachtung

der Natur; so erscheint es wie ein Zug der Sympathie verwandter Ideen, wenn Fr. v. Spee die lieblichsten Töne des Liedes anschlägt, und in der Sprache eines von einer Natur- und Menschenliebe durchglühten Herzens die Menschheit, insonderheit sein zerschlagenes Volk zu einer liebevollen, kindlichen Betrachtung der Natur hinleiten will.

Der Kontrast zwischen der Wirklichkeit und den freundlichen Bildern seines Sanges lag klar am Tage. Dieser thatsächliche Kontrast sollte aber, so wenig als bei dem Dichter selbst, die Volksseele zu einem unfruchtbaren Pessimismus verführen; vielmehr das Volksgemüt in seinem Fühlen und Empfinden für einen gesunden und hoffnungsfreudigen Optimismus einnehmen, vermöge dessen der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit überbrückt, die Dissonanzen aufgelöst, überhaupt der Einzelne wie das ganze Volk zur Zusammenfassung seiner noch vorhandenen sittlichen Kräfte, zum neuen Aufbau der materiellen und idealen Güter zurückgeführt werden mochte.

Diese Tendenz ist um so bedeutsamer, als die den Menschen umgebende Natur in ihrer Lieblichkeit wie in ihren Schrecknissen in einer steten, wechselvollen Correspondenz mit den Affecten der Seele steht, gewissermaßen auch als Motor und als Moderator der Seelenbewegung ihre Wirkung ausübt. Die in der Natur durch allen Wechsel bleibende Harmonie aber soll Vorbild und Erzieherin für eine harmonische Ausgestaltung des menschlichen Seelenlebens selbst werden.

Denn nur indem im Wechsel der Affecte die Menschenseele sich selbst und ihrer idealen Bestimmung, ihrem höheren Ziele in der Ausgestaltung zur wahren Schönheit treu bleibt, wird der Mensch ein harmonisch abgeschlossener Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen, in dem die Ehre und Würde der Menschheit als der Krone der Schöpfung sich darstellt.

Solchem hohen Zweck hat Spee gedient und damit für die Erziehung der Volksseele zu der Erfüllung der Forderungen des Wahren, Schönen und Guten i. e. ihrer Ehre und Würde eine Norm gegeben, welche auch in Schillers bekanntem Wort hervortritt:

„Suchst Du das Größte, das Höchste? die Pflanze
kann es Dich lehren
Was sie willenlos ist, sei Du es wollend, das ist's."

Nur eins wollen wir noch aus v. Spee's Liedern anführen, welches kennzeichnet, wie und wo er selbst in seinem so viel angefochtenen Leben den Grund seines sittlichen Selbstbewußtseins, das energische Gefühl der Ehre eines ausharrenden Kämpen, und innerlich Ruhe mitten im Sturm und Streit der Zeiten gefunden hat, — ein Wegweiser zugleich für die Genossen seiner Zeit wie seiner Leiden.

In seinem „Gedicht von H. Franciscus Xavier" heißt es:

„Lasset nur ihr Hörner wetzen
Wind und Wetter ungestüm,
Laßt die brummend Wellen schwätzen

Und die Trommen schlagen um.
Nord und Süden, Ost und Westen,
Kämpfen laßt auf salzem Feld;
Nie wird's dem an Ruh gebresten,
Wer nur Fried im Herzen hält."

Frischer Mut in Wind und Wettern, und Frieden im Gemüt, in dem sittlichen Gleichmut einer harmonisch gestimmten Seele, — das war's, was so vielen, was der Volksseele fehlte und Not that. —

Extreme berühren sich. Während der Dichter (Spee) in der sturmbewegten Zeit gewissermaßen einen festen Punkt setzt, einen Ankergrund anzeigt, ist es die Philosophie eines Descartes (1596—1650), welche mit dem Anspruch auf ein gleiches Ziel, doch vom entgegengesetzten Punkt, vom Standpunkt einer absoluten Verneinung und des Zweifels an allem Bestehenden ausgeht.

Es wäre ja wahrlich zum Verwundern nicht gewesen, wenn in einer Zeit, in welcher (wenigstens in den vom Kriege heimgesuchten Landen) alle Bande der Zucht und Ordnung wichen, als von Heimat, Vaterland und Volk, von Glaube, Liebe, Hoffnung, von Tugend, Mut und Ehre nichts mehr zu bleiben schien, als leere Namen; in einer Zeit, in welcher der Unglaube mit dem Aberglauben um den Vorrang kämpft, nicht nur der gemeine Mann verzweifelt, sondern auch die Gebildeteren und Erleuchteten der Nation an dem Bestande der Dinge, an einer vernünftigen Weltordnung zweifelnd, dem traurigsten Pessimismus zum Opfer gefallen wären.

Dem gegenüber steht jener Mann aus dem Touraine, der zunächst im Gebiet der Philosophie, in dem er bewußter Maßen von dem Zweifel an Allem seinen Ausgangspunkt nahm, dartut, daß die Skepsis nicht notwendig zu einer pessimistischen Weltanschauung hinführen muß.

Wenn der Philosoph des untergehenden Rom, der trauernde Zeuge eines vom Kaiser bis zum Lastträger entarteten Volkes, wenn Seneca den Ausspruch hinstellen konnte: „Der Zweck aller Philosophie ist, das Leben zu verachten", so ist der Römer eben damit bei dem nackten Pessimismus angelangt, und zeigt hinreichend, daß seine Art der Philosophie, weit entfernt den Adel des denkenden Subjektes zu legitimieren, und das reale Leben entsprechend aufzubauen, dem letzteren nach seiner idealen, wie nach seiner realen Seite hin, mit der Verzweiflung an seinem sittlichen Gehalt, auch seinen Wert, seine Kraft und seine Ehre nimmt.

Wie anders hier! Jämmerliche, entartete Zeiten waren es auch; aber über diesem dunklen Grunde leuchtet wie in Flammenschrift jenes „Cogito, ergo sum!" des **Renatus Cartesius**. Es hat kaum jemals ein stolzeres Wort gegeben, als dieses; nichts, was mehr Anspruch hätte als ein Adelsbrief der Vernunft und der Menschenwürde zu gelten. Es ist ein Wort, dessen Inhalt desto schwerer wiegt, nachdem es durch eine Reihe von Abstraktionen und Negationen als das an sich unzweifelhaft Positive gefunden ist.

Hierin ist wie nie zuvor dem Individuum seine

Würde und seine Ehre, seine Stellung und sein Anspruch im Weltganzen gegeben. Dieses Selbstbewußtsein ist die geistige Potenz, welche von allem Materiellen verschieden, auch alles Materiellen entkleidet, sich in sich selbst begreift, und die Persönlichkeit darstellt für Zeit und Ewigkeit. „Ich denke, also bin ich!" ist der stete und lebendige Protest des Selbstbewußtseins gegenüber jeglichem Versuch, dasselbe herabzuziehen, zu erniedrigen, zu ertöten; es ist die Bürgschaft des Daseins, ob gleich Welten in Trümner dahin sinken; ein Todfeind aller kleinmütigen Verzweiflung, alles Pessimismus.

Mag sonst auch dieses Philosophen System der Forderung eines Vollkommenen noch nicht durchaus entsprechen; mag es unvermittelte Übergänge, ja Lücken aufzuweisen haben, — daß er das **cogito, ergo sum** formell und nach seinem Inhalt bis zur Evidenz nachgewiesen hat, ist des Verdienstes genug.

Wenn dies sonst noch eines Beweises bedürfte; daß er von den Jesuiten und fanatischen Theologen tötlich gehaßt, vom Papst samt seiner Philosophie feierlich verdammt wurde, wäre Beweises genug.

Wer freilich, wie dies ja jesuitische Praxis ist, das Recht der freien Persönlichkeit nicht gelten läßt; wer darauf ausgeht, die Selbstständigkeit des Geistes nach seinem Denken, Fühlen und Wollen zu vernichten; wer aus den mit Vernunft begabten, selbsttätigen Wesen Marionetten machen will, der muß in dem Philosophen Descartes einen hassenswerten Feind erkennen; denn,

was jene niedertreten und vernichten möchten, des Menschen Ehre und sein Ehrgefühl, — hat dieser aufgerichtet. — Aber auch von anderer Seite wird bis heute diesem Philosophen eine bittere Feindschaft nachgetragen. Es fehlt nicht an Angriffen, welche besagen, daß diese Philosophie, welche das Wesen des Geistes nur in das abstrakte Denken setze, dem Subjektivismus Tür und Tor öffne, und der Freiheit des Menschen eine, alles erlaubte Maß überschreitende Ausdehnung, ja, eine völlige Absolutheit zuerkenne. Und doch läßt der Philosoph keinen Zweifel darüber, daß diese Subjektivität, wie diese Freiheit ihre Schranken in der Existenz ihres höchsten Wesens finden. Hierin aber ist zugleich die Garantie des rechten Maßes jener Qualitäten des menschlichen Geistes gegeben, ohne daß es der Aufrichtung solcher Schranken bedürfte, die oft genug nur, wie die Geschichte mehrfach beweist, ihre Aufrichtung einer Praxis verdanken, die lediglich darauf ausgeht, den Menschengeist nach der Seite der Vernunft hin zu einem willenlosen Werkzeug, zu einem devoten Anbeter dieser oder jener angemaßten Autorität herabzuwürdigen, überhaupt: den Menschengeist zu knechten, zu entehren.

In seinem Traktat: „les passions de l'âme“ behandelt zudem Cartesius die Seelenaffecte, indem er dieselben definiert und begrenzt. Die Liebe zum höchsten Gut, als der vollkommenste der menschlichen Affekte moderirt danach alle übrigen und führt zu der Seelenruhe, in welcher das Individuum den Lohn der

Tugend, mithin nicht außer sich, sondern in sich selbst findet.

Das erziehliche Moment dieser Philosophie in dem Sinne, welchen wir dieser Betrachtung zu Grunde gelegt haben, nicht blos für jene, sondern für jede Zeit, kann nicht zweifelhaft sein.

Dem despotischen Gelüsten in dem Reiche Ludwig XIV. mit seinem „l'état c'est moi“ gegenüber, wie gegenüber den destruktiven Einflüssen der Parteikämpfe und Kriege in anderen Ländern, wie besonders in Deutschland, konnte für den Einzelnen, wie für das Volk zur Erhaltung des individuellen und nationalen Selbst- und Ehrgefühls nichts wichtiger sein, als despotischem Anspruch entgegen zu setzen das selbstbewußte „cogito ergo sum“, wie es seiner Zeit Fénélon dem absolutistischen Königtum gegenüber als ein Einzelner wagte. Den besonderen verderblichen Einflüssen aber gegenüber, wie sie gerade der 30jährige Krieg mit sich führte, konnte dem Volksleben nichts anderes mehr die Gewähr einer allen Widerstand überdauernden Lebenskraft geben, als der beständige, auf die Erfüllung der Pflicht und Tugend gerichtete Sinn, zu dem die Philosophie des Descartes hinleiten will.

In der Beobachtung der Tugendpflichten, in der Selbstbeobachtung des Subjekts, in der Beherrschung der Leidenschaften zeigt der Philosoph den anderen Weg, welcher Individuum und Volk zu einem lebenskräftigen Gefühl seiner Ehre und der Menschenwürde führen, und in diesem stark machen soll, allen äußeren

Stürmen und inneren Erschütterungen kraftvoll zu begegnen und, sollte es sein, nicht in einer pessimistischen Verachtung des Lebens, wie Seneca, sondern in der durch solche Pflichterfüllung gewonnenen Ruhe der Seele unterzugehen, aber — mit Ehren!

In dieser Beziehung ist ein Wort Gustav Freytags von Interesse, welches er in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" bei Behandlung dieser Zeit ausspricht. Er sagt: „Es ist lehrreich, daß gerade die Heere des Krieges dazu beitragen sollten, dem Bürger die Pflicht des Berufes höher zu stellen. Aus der Soldatenehre entwickelte sich nicht nur ein adliches Korpsgefühl, auch dem Bürger kam aus dieser Quelle allmälig die Amtsehre. Zuerst allerdings gab es ihm Ehre vor Anderen, wenn er seine Pflicht erfüllte, aber auch in seinem Innern schaffte ihm solches Thun Befriedigung und gerechten Stolz. So erwuchs nach der Treue des Mittelalters, nach der Frömmigkeit der Reformationszeit ein neues Gebiet von sittlichen Forderungen. Noch mehr Empfindung als konsequenter Gedanke, aber es war doch ein Fortschritt. Zunächst freilich nur in den Besten."

Freytag hat gewiß Recht, wenn er die Keime einer mit der Zeit wieder erwachenden Standes- und Amtsehre schon hier findet; aber er giebt selbst zu, in welch sehr bedingter Weise dies der Fall ist.

Zu dem dürfen wir doch keinesfalls aus dem Auge verlieren, aus welchem Material die Heeresmassen jener Zeiten gebildet, man möchte sagen, zusammengewürfelt wurden. Was sonst nicht gut that daheim, ungeratene Söhne und Schuldenmacher; was die Zucht geordneter Thätigkeit übel ertrug, Abenteurer von allerlei Art machten doch einen ziemlichen Teil des Heeres aus. Zu dem waren es Söldner. Schiller läßt wohl ziemlich lebenswahr in Wallensteins Lager den Jäger den gewiß bei weitem größten Teil seiner Kameraden charakterisieren:

„Die Freiheit macht ihn" (nämlich den Soldaten)
„Mit Euren Fratzen,
Daß ich mit Euch soll darüber schwatzen
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Daß ich die Frohn' und die Galeere,
Die Schreibstub' und ihre engen Wände
In dem Feldlager wieder fände? —
Flott will ich leben und müssig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt."

„Die Haut dem Kaiser verhandelt" — das ist der Söldner, der das Handgeld nimmt, unbekümmert, welchem Herrn er dient, und ob seine Sache eine gerechte oder ungerechte ist. Insofern aber solche vaterlandslose, dem Ehrgefühl entfremdete Gesinnung dem damaligen Söldnerwesen im allgemeinen zum Grunde liegt, so ist von da aus im Ganzen gewiß eher eine

Schädigung des individuellen und nationalen Ehrgefühls für die übrigen Volkskreise anzunehmen.

In dem Heere des Schwedenkönigs herrschte, wenigstens so weit er sah, und so lange er lebte, nach seinem eigenen Beispiel, und allerdings mit Hülfe des Profossen, Manneszucht, und so relativ ein Sinn für Ehre und Ehrgefühl. Auch ist gewiß das Korpsgefühl vorhanden, wenigstens bei den Elitetruppen der übrigen Heerführer, bei den Regimentern, welche der Person des Feldherrn besonders nahe standen, wie etwa das Terzky'sche, dessen Wachtmeister Schiller sagen läßt:

„Dafür sind wir des Friedländers Regiment,
Man muß uns ehren und respektieren."

Dieses Korpsgefühl mochte auch zum Teil dem gemeinsamen Gefühl des dem Truppenteil vor anderen eingeräumten Vorzuges entspringen, sonst aber hatte es, dem ganzen Gepräge der Zeit entsprechend wohl in mehr materiellen Interessen seinen Grund, ganz abgesehen davon, daß gleichfalls jener Zeit entsprechend zum Teil abergläubische Furcht, und aus dieser heraus eine Art abgöttische Verehrung gegen den kugelfesten und siegreichen Führer das Bindemittel ausmachte. Das Korpsgefühl an sich involviert noch nicht das Ehrgefühl; das erstere besitzt gemeinhin auch der Räuber als Mitglied seiner Bande. Ausnahmen dürfen auch für damals gelten, Kriegsleute, deren Devise ist: „Ja, über's Leben geht noch die Ehr'!" — Jedenfalls dürfen wir uns nicht verführen lassen, an die damalige Zeit den Maßstab unserer Tage anzulegen, in welchen das

Heer, soweit wenigstens das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht durchgeführt ist, aus den Söhnen des Vaterlandes sich zusammen setzt und, wir glauben nicht zu viel zu sagen, gleichsam eine Hochschule eines geläuterten Korpsgeistes, der Ehre und des Ehrgefühls darstellt, deren erziehlicher Einfluß in dieser Hinsicht auch auf die breitere Masse des Volkes unverkennbar ist.

Wir mögen jetzt — der Gegensatz der Zeit des 30jährigen Krieges reizt zu dieser Vergleichung an — und mit vollem Recht das Arbeitsfeld auch des Soldaten und Kriegers, „das Feld der Ehre" nennen: hier steht der gemeine Mann neben dem General und mit seinem König für die Ehre des Vaterlandes und des Königs ein; auf diesem Gebiet soll er ehrenhafte Gesinnung beweisen, Gehorsam, Achtung vor dem Eigentum, Edelmut gegen den Besiegten; stets soll er eingedenk sein, daß er durch unehrenhafte Handlungen nicht nur seine eigene, sondern auch die Ehre des Königs, dessen Rock er trägt, befleckt.

Tritt dann der Soldat, mag er dem Arbeiter-, dem Handels- oder Gelehrtenstande angehören, aus dem Heere, welches so für ihn zu einer Schule des Ehrgefühls geworden ist, zurück in das bürgerliche Leben, so hat der Staat an ihm einen Bürger gewonnen, dessen Ehrenhaftigkeit ihm zur Stütze dienen, dessen Ehrgefühl zu seinem Schutze, und dessen Ehrtrieb zu seinem Ruhme beitragen soll. Wir werden ja, und haben dies schon eingangs betont, je höher wir in dem Besitz solchen Ehrgefühls gefördert sind,

und so wenig davon für die Zeiten des 30jährigen Krieges übrig sein mochte, desto weniger hochmütig auf die geringen Keime und Anfänge dieses idealen Gutes während jener Zeiten herabsehen; vielmehr denen es danken, welche immer wieder die Volksseele angeregt und das schlummernde, fast ertötete individuelle und nationale Ehrgefühl erweckt und weitergefördert haben bis auf unsere Tage.

So hat zu jener Zeit Julius Zinkgref (1591 bis 1635), ein Jugendfreund von Opitz, in der Weise des alten Volksliedes sein „Soldatenlob" gedichtet und so, einem Tyrtäus gleich, dessen Kriegsgesänge er nachgeahmt, in's deutsche Volksherz hineingesungen von dem, was in Wahrheit des Mannes und eines Kriegsmannes Ehre ist.

Nicht weniger kräftig ertönt der Ruf Paul Flemmings (1609—1640). Jammer und Schade, daß beide Zeitgenossen so jäh und früh, in der Blüte der Jahre dem deutschen Volke entrissen wurden! Flemmings Patriotismus und sein Ziel, den Geist des Nationalbewußtseins und des Mannesmutes neu zu beleben, tritt besonders hervor in seinem Liede: „Germania an ihre Söhne". Mit gerechtem Zorn auch straft er die schmachvolle Unfähigkeit seiner Volksgenossen zu sittlicher und nationaler Erhebung, zum Aufraffen des Selbstbewußtseins und energischer Thatkraft in seinem Liede:

„Er beklagt die Enderung und Furchtsamkeit itziger Deutschen."

„Itzt fällt man in's Confect, in unsere vollen Schalen,
Wie man uns längst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
Der ausgestählte Sinn? Das kriegerische Blut?
Es fällt kein Unger nicht von unserm eiteln pralen.
Kein Pusch, kein Schützen-Rock, kein buntes Fahnenmahlen
schreckt den Krabaten ab. Das ansehn ist sehr gut,
Das ansehn meyn' ich nur, das nichts zum schlagen thut.
Wir feigsten Krieger wir, die Föbus kann bestrahlen.
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht üm sich leiden kann?
deß großen Vatern Helm ist viel zu weit dem Sohne.
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir starcken auff den Schein, so ist's um uns gethan,
uns Nahmens-Deutsche nur. Ich sag's auch mir zum Hohne!"

Kräftiger als es in diesen Worten geschieht, hat damals keiner die Reaktion des Ehrgefühls und des Nationalbewußtseins anzuregen versucht; aber welch ein kleines Geschlecht muß der Dichter gefunden haben, wenn solche Worte in den Herzen nicht zünden konnten. Solchen Volksgenossen gegenüber, in den Anfechtungen und Wechselfällen einer solchen Zeit konnte es bei dem Dichter an Stunden tiefer, demütigender Niedergeschlagenheit kaum fehlen; aber wir bewundern die

Sprungkraft seiner Seele, mit welcher er sich aus der erbärmlichen Umgebung über dieselbe zu kräftigem Selbstbewußtsein, zum Selbstgefühl seiner Würde erhebt in dem Sonett „An Sich“, welches hier wiederzugeben wir darum uns nicht versagen möchten. Es ist der Dichter und der Philosoph zugleich, der allen Hemmnissen gegenüber die Kraft eines siegenden Widerstandes nicht außer sich, sondern in sich sucht; der den Wert des Mannes darstellt in der selbstlosen Hingabe an die Sache, der er die Kraft seines Lebens gewidmet hat; der „sein selbst Meister“ ein Herr der Dinge ist. Das Sonett lautet:

„An Sich“

„Sei dennoch unverzagt! Gieb dennoch unverloren!
Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid:
Vergnüge Dich an Dir, und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen
Was Dich betrübt und labt, halt alles für erkoren;
Tu, was getan sein muß, und eh' man Dir's gebeut,
Was Du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist sich ein jeder selbst. Schau alle Sachen an:
Dies alles ist in Dir! Laß Deinen eitlen Wahn.
Und eh' Du fürder gehst, so geh in Dich zurücke,
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles untertan.“

Flemmings Leben ist interessant durch eine mehrjährige Reise, welche er als Arzt bei einer Gesandtschaft des Herzog Friedrich von Holstein nach Moskau (1633) und Persien (1636) unternahm. Man urteilt gewiß mit Recht, daß der Dichter hierdurch, „vor der Eintönigkeit gelehrter Pedanterei seiner Zeit bewahrt, mit freiem Blick und Herzen unmittelbar dichterisch empfinden und in lichter, durchsichtiger Form das Empfundene festhalten konnte.“ Auch diese Reise hat Flemming in gebundener Rede einem Freunde geschildert. Er bekundet auch hier seine patriotische Gesinnung, in der er für des Vaterlandes Ehre alles Eigene hintenan setzt:

„Ich schwer' es Vater-Land bey Kindes-Pflicht und Treuen,
Dein Lob ist's, welches mich heißt keine Mühe scheuen.
Ich köndte ja so wol, als etwan jener thut,
auch üm die Ofen-Bank mir wärmen Bluht und Muht,
nach wunsche stehn geehrt, mich meines Wesens nehren,
und meines Eltern Guht in stiller Lust verzehren, wie schlecht und klein es ist. So hast du es auch nicht noht,
daß ich für Gott und dich mich lasse schlagen todt
in einer tollen Schlacht“ . . . . . .

Unmittelbar hieran schließt er die Worte, aus welchen zu entnehmen ist, wie sehr er in der Bewahrung einer durchaus wahrhaftigen Gesinnung allem Schein-

wesen und aller Prahlerei, an denen das Volkswesen, je elender es ist, zu kranken pflegt, von Herzen abhold ist:

. . . . . „Ich habe nichts gelernt,
Das groß von weiten steht, und nur allein fernet;
Bin lichtem Scheine feind; . . . . . .

Die Zeitgenossen Flemmings Paul Gerhardt und Scheffler (Angelus Silesius), sowie die übrigen Dichter vorzugsweise in dem Gebiet des Erbaulichen, des Kirchenliedes, dürfen wir hier füglich übergehen; bemerken aber, daß in besonderem Sinne auch diese Liederdichter durch mehrfach neben dem Erbaulichen niedergelegte streng ethische Forderungen dem Wiederaufbau des deutschen Hauses in Zucht, Ehre und Ehrgefühl vorgearbeitet haben.

Dagegen verweilen wir noch bei den Liedern von Simon Dach (1605—1659) und Heinrich Alberti, welche mit ihrem Gönner und Freunde Robertin den Mittelpunkt des Königsberger Dichterkreises bildeten.

So wie der Sonnenschein den Keim aus dem Dunkel des Erdreichs lockt, zum Gedeihen der zarten Pflanze notwendig ist, und ihr die Farbe verleiht, so möchten wir dem die Lieder dieses lebensfrohen Dichters in ihrer Wirkung auf die Volksseele vergleichen. Es lag wie das Dunkel eines kalten, dichten Nebels über dem deutschen Vaterlande. Wenn die Aufregung stattgehabter Gefechte, Belagerungen und Schlachten, die Durchmärsche der Soldaten vorüber waren; wenn das

Lager abgebrochen ward, das laute und ausgelassene Lagerleben für einige Zeit verstummte, so blieb's zurück gleich einer Kirchhofsstille; dumpf und schwer lag es auf den Gemütern.

Aber ein sanges- und liederfrohes Volk ist unseres, wie noch jetzt, auch damals gewesen; es hat einen unschätzbaren Besitz in seinen fröhlichen, wie in seinen ernsten Weisen: durch sie singt es sich in die Fröhlichkeit hinein und aus der beklemmenden Schwermut heraus; es singt sich, könnte man sagen, gesund, indem das Volkslied, man weiß nicht, ob mehr durch seinen Inhalt, oder durch seine Weise wie mit magischem Zauber dem niedergeschlagenen Geiste die verlorene Spannkraft zurückgiebt.

Lange hatte das deutsche Volkslied keinen Sänger mehr gefunden; Gelehrsamkeit und Pedanterie ließen die schmucklosen, einfachen Lieder verachtet erscheinen; aber in der Tiefe des deutschen Volksherzens erhielt sich die Liebe zu demselben. Diesen Ton, der dem Herzen des Volkes so verwandt und bekannt ist, daß es sogleich in der Seele mit singt und klingt, wie wenn bewegte Luft die Äolsharfe trifft, den alten ächten Ton des Volksliedes haben damals Simon Dach und seine Freunde in glücklichster Weise getroffen.

Ja, freundlich und heiter muten uns heute noch diese Lieder an, und so werden sie auch in jene gramumhüllte Zeit ihren hellen Schein ausgestrahlt haben, die Herzen zu trösten und aufzurichten aus der Versunkenheit.

So haben auch diese liebenswürdigen Dichter an ihrem Teile mit gewirkt, das Volksleben in der Verkümmerung jener Zeit kräftig zu erhalten für bessere Tage. Nicht die Erziehung der Jesuiten, welche Lebensgenuß und Lebensfreude, wenn sie das Anrecht darauf dem Menschen verstattet, nur so weit in ihrer berechneten Einseitigkeit anerkennt, als auch diese den Utilitätszwecken des Ordens dienen; nicht der Pietismus, der, sobald ausgeartet, in grämlicher Weise das homo sum, nil humani a me alienum puto zur Sünde rechnete, haben das Volk befähigt, jene Zeit zu überdauern. Zu trotzigem Fanatismus, zu schlangenklugem Strebertum mögen Loyola's Jünger erziehen, wie andererseits ein überspannter Pietismus in traumseliger Gefühlsschwelgerei zum welt- und menschenverachtenden Träumer; aber Menschen haben beide nicht erzogen, die im Gefühl und in der Kraft ihrer Menschheitswürde auch im widrigsten Geschick des Daseins aushalten und überwinden. Die Erziehung des Einzelnen oder eines Volkes nur von vorgefaßten, einseitigen Gesichtspunkten aus, und nach einem einseitigen Ziele hin, wird immer das Bauen eines schiefen Turmes sein. Wenn dagegen auf dem allgemeinen Grunde der sittlichen Prinzipien das Werk der Erziehung fortgeführt wird, und dem Substrat derselben, dem Individuum oder der Gesammtheit die Prärogative seines freiheitlichen Charakters gewahrt, als Ziel aber nicht eine einseitige, vielmehr eine allseitige Ausbildung zu einem harmonischen Wesen festgehalten wird, so darf demselben auch nichts von

dem entzogen werden, was zu diesem Ziele hinführt. Wie das Gemälde, das Kunstwerk nur dann harmonisch auf den Beschauer wirkt, wenn der Meister es verstanden hat, Licht und Schatten angemessen zu verteilen, so kann auch der Einzelseele wie der Volksseele die Harmonie, ihre Schönheit nur eignen, wenn den dunklen nicht die hellen Töne fehlen, bei dem Ernst des Lebens auch der Sonnenseite des Daseins ihr Recht gewahrt bleibt, nämlich der naiven Heiterkeit des Gemüts, welche ihren Grund in dem unbefangenen Genuß erlaubter Freuden findet. Nur so wird das seelische Gleichgewicht auf die Dauer erhalten, die seelische Harmonie hergestellt werden, und in ihr die Schönheit und die Würde der Menschenseele.

In diesem Sinne messen wir den heiteren Poesieen Simon Dach's und seiner Freunde einen besonderen Wert bei, wie sie uns ungezwungen, rein und natürlich entgegentreten in seinen „Tanzliedern", in seiner „Jugendlust", in dem „Ich liebe Kunst und freien Mut" ꝛc., wie auch in Alberti's „Amor im Tanz", dessen volkstümlichen Wert auch Herder anerkannt hat. —

Welchen Maßstab Dach außerdem für die Wertschätzung des Menschen angelegt wissen will, das erhellt aus dem, wie er in seinem Liede „Ermahnung zur Keuschheit" auch die deutsche Jungfrau auf den wahren Grund ihrer Würde, ihrer Selbstachtung, ihres Ehrgefühls und der äußeren Ehrung hinweist in den Worten:

„Wist ihr herauszustreichen
den Leib, der erde trägt,
So werd' auch schmuck in gleichen
dem hertzen angelegt!"

Blicken wir von hier aus zurück auf den Zeitraum, welchem wir bis jetzt unsere Betrachtung gewidmet haben, so erhalten wir den Eindruck, daß, so trostlos die Zeiten auch waren, doch, wenigstens bei einem Rest, das individuelle und das nationale Ehrgefühl erhalten blieb. Freilich, nur den Funken unter der Asche vergleichbar, aber doch hinreichend, in einer späteren Zeit wie mit lichten Flammen die Herzen zu durchglühen. Vor der Hand war das des Gewinnes genug. —

Indes war es dem deutschen Volke nicht beschieden, in längerer Zeit eines ungestörten Friedens seine materiellen wie geistigen Schäden wieder auszugleichen. Es verging noch kein Menschenalter, als jener ruhm- und länderstichtige Ludwig XIV. die Fluren unseres Vaterlandes mit Feuer und Schwert verwüstete. Der gewissenlose Mann, dem es gelang, den schmachvollen „Rheinischen Bund" zu stiften; dem deutsche Fürsten und Magistrate um französisches Geld ihr Volk und ihre Ehre verkauften, und der doch mit dreister Stirne es auszusprechen wagte, „er habe die Ehre zum Gesetz seines Lebens gemacht." Die gewaltsamen Friedensschlüsse von Vossem, Nymwegen und St. Germain sind laute Zeugen, wie insonderheit die Ehre der deutschen Nation von diesem „allerchristlichsten Könige" in den Staub getreten ist.

Doch damit nicht genug. Gleich den Köpfen der Hydra erstanden der Ehre und dem Ehrgefühl der Deutschen auch innerhalb des eigenen Volkslebens zu den alten Widersachern neue Feinde, zu dem Jesuitismus noch in der protestantischen Welt der Pietismus in seiner Ausartung.

Es muß als Deutschlands besonderes Misgeschick erscheinen, daß gerade im Bereiche seines Volkslebens jene Ausartungen einen so günstigen Boden fanden, daß sie auf Kosten der Würde der menschlichen Vernunft, zum Schaden des Selbstbewußtseins, der Ehre und sittlichen Freiheit ganze Volkskreise in ihren unheilvollen Bann ziehen konnten.

Die jesuitische Praxis des Probabilismus, des reservatum mentale, anderer zu geschweigen, sind so bekannt wie verächtlich, daß es genügt, die bloßen Namen zu nennen. Aber auch die Ausartung des Pietismus in pharisäischen Hochmut mit Welt- und Menschenverachtung, in heuchlerische Frömmelei ist so beklagenswert wie thatsächlich. Vor allem beklagenswert jedoch darum, weil in dem späteren pietistischen Treiben der Aberglaube, wir brauchen nur das sogenannte „Däumeln" nennen, den Volksgeist in neue Knechtschaft legte, das Individuum als Vernunftwesen erniedrigte und, anstatt ihm das natürliche Recht freier Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit zu fördern, den Menschen in die Unfreiheit der Abhängigkeit von Dingen und Zufälligkeiten hineintrieb. Gegenüber solcher Vergewaltigung der menschlichen Würde und

Ehre, dort des Nationalbewußtseins und der Volksehre durch Ludwig; hier der persönlichen Freiheit und Ehre durch die Jesuiten, und zuletzt der gesunden Vernunft durch den Aberglauben des entarteten Pietismus, war es eine Rettung, wenn der Einzelne reine und gesunde Luft athmen konnte in den Hainen der Dichter, oder auf den freien Höhen des philosophischen Denkens.

In dieser Beziehung ist es der Engländer John Locke (1632—1704), der in teilweisem Gegensatz zu Descartes, dagegen den Spuren Baco's folgend, aller Deutel- und Däumelsucht gegenüber, durch seine auf das Empirische gerichtete Philosophie das Subjekt auf den Grund eines gesunden Realismus stellen will, was ihm freilich den Namen eines „Vaters des modernen Empirismus" eingebracht hat.

Wenn wir auch nach unserer bisherigen Deduction in Bezug auf Ehre und Ehrgefühl den Ausgangspunkt dieses Philosophen, indem er das Angeborensein der Ideen nach Decartes bestreitet, nicht teilen können, so wollen wir doch den Wert, welchen sein Philosophieren gegenüber den geistigen Ausartungen des übrigen Denkens jener Zeit hatte, kurz darzustellen versuchen.

Wie nach ihm der Geist überhaupt durch Abstraktion und Zerlegung, durch Empfindung und Reflexion erst zu Ideen gelangt, so wird ihm, dieser geistigen Arbeit entsprechend, die „Thätigkeit" überhaupt zum Begriff und Inhalt des Lebens, wobei er sich mit der aristotelischen Definition der Glückseligkeit

berührt, indem diese den Begriff der Glückseligkeit „als eine vollkommene praktische Thätigkeit in einem vollkommenen Leben" darstellte.

Bei dem Zustande des geistigen Lebens, wie derselbe sich nach den Schilderungen aus jenen Zeiten im Ganzen und Großen gab, war es gewiß von Wichtigkeit, daß die Volksseele zur geistigen Wiederaufraffung angespornt ward; das mußte event. der Weg zur Gesundung und Wiedererstarkung des Volkslebens werden. Jedenfalls konnte bei einer so durchaus praktischen Forderung der Philosophie ein dem thatkräftigen, sittlichen Wirken auf das Leben abgewandter Quietismus, in dessen Gefahren der spätere Pietismus zu verfallen drohte, nicht bestehen. Ebenso mußte die Forderung der reflektierenden Betrachtung der Dinge günstig wirken. Durch diese konnte der Mensch gegenüber einer krankhaften Hinneigung zum Aberglauben in Wundersucht und Däumelei, von Ausschweifungen einer ungeordneten Phantasie gereinigt, als ein frei und selbstständig urteilender, wieder zum Bewußtsein seiner Würde und Ehre zurückgeführt werden. Hierzu bietet die Philosophie, insoweit sie empirisch gerichtet ist, eine besonders kräftige Handhabe, indem sie durch die Betrachtung der Dinge und Thatsachen, durch das vernünftige Reflektieren über dieselben Ursache und Wirkung auseinander halten resp. verbinden lehrt und so den Geist frei macht, ihn über die Dinge und über ein bloßes Wähnen von den Dingen, über all und jeden Wahn erhebt und auf sich selbst stellt.

Ein solcher Wahn hatte in den Zeiten nach dem 30jährigen Kriege die Gemüter ergriffen gegenüber dem Glanz, der Macht, den Erfolgen, der Selbstherrlichkeit und den Prätensionen des in Ludwig XIV. verkörperten Franzosentums; und so erklärt sich die fast sklavische Unterwürfigkeit, mit welcher auch deutsche Fürsten und Große um die Gunst der „Sonne Frankreichs" buhlen konnten; es erklärt, wie Fürsten und Völker ganze Zeiten lang den Räuber ihrer Ehre thatlos gewähren und ihm, alles Ehrgefühles baar, noch Weihrauch streuen konnten. Es war ein ähnlicher Wahn, welcher die Volksseele so indolent gegenüber der Knechtung und geistigen Bevormundung durch die herrschenden kirchlichen Systeme erscheinen läßt. Da wurde es das Verdienst der Philosophie und auch der Litteratur, daß sie mit der Zeit fortschreitender Entwickelung nicht Menschen nach der Schablone dieses oder jenes Zwanges „abrichtete", sondern Raum zur Ausbildung freier Individualitäten schaffte, die selbstständig denkend, vernünftig urteilend, sittlich handelnd der Menschenwürde zu ihrem Recht verhelfen konnten.

Die Grundgedanken und Hauptresultate der Philosophie Locke's sind besonders bei den Engländern, in die populäre Bildung übergegangen; auch damals werden die Gedanken dieses Philosophen des Einflusses nicht ermangelt haben, dem Menschengeist, gegenüber den angeführten Hemmnissen und Lähmungen neue Kraft und Energie zuzuführen in der Förderung der Einsicht in das Recht der Persönlichkeit, ihrer Freiheit und ihrer Ehre.

Wie oft und schwer gegen diese unveräußerlichen Rechte der Individuen, wie der größeren und kleineren Volksverbände zu jener Zeit durch die Regierenden und ihre Werkzeuge gefehlt ist, zeigt die Geschichte jener Epoche. Sie thut damit dar, daß, wo das Gefühl der Selbstachtung, der eigenen Ehre durch Fehler in der Erziehung, oder durch andere Einflüsse verkümmert ist, da auch der Maßstab einer richtigen Wertschätzung und Behandlung des Einzelnen, oder des Volkes fehlen muß. Dieses Fehlen ist aber am folgenschwersten in seinem verderblichen Einfluß, wenn in der Hand eines Einzelnen eine Summe von Machtvollkommenheiten vereinigt ist, ein ganzes Volk dem Willen, vielmehr dem Gelüsten und der Laune dieses Einen sich preisgegeben sieht. Es war überhaupt ein Unglück für das individuelle wie für das nationale Ehrgefühl, daß damals Mangels allgemeinerer Erziehung des Ehrgefühls so wenig im Volk eigentliche „Charaktere" sich bilden konnten. Aber auch die Häupter der Nation, die Fürsten, wurden meist einseitig, hauptsächlich theologisch erzogen; daher sie dann, in das Getriebe der sich bekämpfenden und verketzernden kirchlichen Parteien mit hineingezogen, selten einen freien Blick, weder für die Forderung, noch für die Anerkennung und Förderung eines individuellen, wie eines nationalen Ehrgefühls und Ehrbewußtseins besaßen. Hierdurch wurde natürlich die sociale, wie die nationale Zerfahrenheit und Zerrissenheit nur noch mehr gefördert, und Characterlosigkeit, das gerade Gegenteil einer nach den

Forderungen sittlicher Schönheit ausgestatteten Seele und des derselben innewohnenden Gefühls der Ehre, ist denn auch nach oben wie nach unten hin das Gepräge jener Zeiten.

Solchen traurigen Erfahrungen gegenüber war unter den Dichtern schon Friedr. von Logau (1604 bis 1655) in seinen Epigrammen mit ächt deutscher Gesinnung eingetreten als ein Mann, in dessen Seele das Ehrgefühl, das sittliche, wie besonders das nationale lebendig reagirte, und sich zum Teil mit einer Schärfe äußerte, die geeignet ist, einen Begriff der sittlichen Empörung zu geben, welche die Besseren der Nation damals erfüllen mußte. Es wird genügen, um diesen Mann in seiner Bedeutung für die Hebung des individuellen wie des nationalen Ehrgefühls zu kennzeichnen, aus der großen Menge seiner Epigramme, welche fast allen sittlichen Beziehungen des Menschenlebens gerecht werden, die folgenden herauszuheben:

„Französische Kleidung."

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Lieverey
Solls denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterei!"

Ergreifend ist Logau's Klage über:

„Die unartige Zeit."

„Die Alten konnten fröhlich singen,
Von tapffern deutschen Heldendingen,

Die ihre Väter ausgeübet,
Wo Gott noch uns ja Kinder gibet,
Die werden unserer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können."

Auch einen Dichter der sogenannten zweiten schlesischen Schule dürfen wir hier nicht übergehen: Caspar von Lohenstein (1635—83). Freilich muß der gerechten Kritik beigepflichtet werden, wenn sie ausführt, daß mit der zweiten schlesischen Dichterschule in Korrespondenz mit dem politischen Verfall sich auch der Verfall der Dichtkunst als solcher immer mehr vollzog; aber es ist doch mehr Verirrung der Methode, der Kunstform. Wir wollen hier keineswegs dem Cynismus Hoffmannswaldau's das Wort reden; indes wird es, wenn man den letzten Gründen nachgeht, aus welchen, abgesehen von der Individualität des Dichters, die mannigfachen Verirrungen dieser Schule ihren Ursprung nahmen, so zu sagen, an mildernden Umständen in der Beurteilung derselben nicht fehlen.

In Folge des Einflusses von Philipp Harsdörffer und Klai in der „Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz" war der aus Italien mitgebrachte Geschmack für die arkadische Schäferpoesie mehr und mehr der Ausartung einer süßlichen, fast weibischen Gefühlsschwelgerei verfallen. Hierdurch aber erscheint die Reaction der zweiten schlesischen Schule hervorgerufen; nur mit dem bedauerlichen Zusatz, daß der Gegensatz, noch unterstützt durch die Sitten der Zeit, in's Extreme verfiel, so daß, wo gegenüber der weichlichen Art der

Pegnitzschäfer Männlichkeit und Kraft hätte dargestellt werden sollen, Roheit und Brutalität das Gefühl beleidigen, wie im Gegensatz zu dem gesucht-Zarten und Zierlichen vielfach eine cynische, ja unzüchtige Art sich breit macht. Dabei ist aber um so mehr im Auge zu behalten, daß dem sittlichen Lebenswandel nicht bloß Lohenstein's, sondern auch Hoffmannswaldau's das Zeugnis der Makellosigkeit und Ehrbarkeit unbestritten ist. In gleicher Weise finden wir denn auch bei Lohenstein Tendenz und Sentenz hinreichend, besonders in seinem viel berufenen Roman „Arminius und Thusnelda", um zu erkennen, wie auch dieser Dichter ein warmes patriotisches Herz und eine Gesinnung besaß, welche im tiefsten Grunde davon bewegt war, das Gefühl für Ehre, wie das deutsche Nationalbewußtsein zu wecken und zu heben.

Wie Opitz, der in vieler Beziehung Lohenstein's Meister geworden, vornehmlich das „prodesse" der Dichter neben dem delectare gewahrt wissen wollte, so auch Lohenstein. Daher denn auch der große Apparat von Gelehrsamkeit und das Vorwiegen des didaktischen Moments. Bei allem aber ist doch der „ernste Wille" zu nützen durchaus anzuerkennen, und in jener Zeit des Verfalls immerhin einer sittlichen That nicht ungleich zu achten.

Lohenstein's Vorgehen auch gegenüber der Charakterlosigkeit in den höheren und regierenden Kreisen war notwendig. Der Sittenlosigkeit, dem Despotismus, der Einbildung von der Höhe der Macht, wobei jeder kleine

Duodezfürst ein Ludwig und ein „état" sein mochte, mußte ein Spiegel vorgehalten werden, wenn Ehre und Ehrgefühl und das berechtigte Selbstbewußtsein der Volksseele nicht ganz und gar schimpflich zu Scherben gehen sollte. Lohenstein wollte daher in seinem „Arminius und Thusnelda" nicht etwa einen Liebesroman schreiben, sondern seiner Zeit die sittlichen Kräfte und ihre Verwertung aus der Zeit der Vorfahren zu eigener Aufrichtung vorhalten. Nach vorhandenen Nachrichten präzisiert auch ein späterer Herausgeber des Romans die Tendenz desselben dahin: . . . . „zu versuchen, ob man nicht unter dem Zucker solcher Liebesbeschreibungen auch eine Würze nützlicher Künste und ernsthafter Staatssachen, besonders auch der Gewohn- und Beschaffenheit Deutschlands mit einmischen und also die zärtlichen Gemüter hierdurch gleichsam spielend und unvermerkt, oder sonder Zwang auf den Weg der Tugend leiten und hingegen ihnen einen Ekel vor anderen unnützen Büchern erwecken könnte."

In dieser Weise wird z. B. die Begegnung und das Gespräch zwischen Marbod und Ariovist aus dem „Arminius" zu einem Spiegel der Ehre und weiterhin zu einem Fürstenspiegel. „Ein tugendhaft und vergnügliches Leben" läßt Lohenstein den Ariovist sagen, „ist der sicherste Anker und der vollkommenste Glücksstern" . . . . . „nichts gewisseres, als daß der, welcher Ruhm und Ehre verachtet, der Tugend schwerlich hold sein könne; Massen denn den Menschen die Ehre fast allein von anderen Tieren absonderte, und zu Gott

näherte. Ja sie wäre ein viel edler Kleinod als das Leben."

In Beziehung auf das Wesen der Ehre aber ruft der Einsiedler dem Marbod und seinen Begleitern zu: „Ihr blinden Sterblichen! Wann wird euch die Zeit oder euer Nachdenken die Larve vom Gesicht ziehen? Wann werdet ihr sehen, daß in der Tugend, nicht in äußerlichem Gepränge unsere Glückseligkeit beruhe? .... „Wann werdet ihr das Wesen für den Schatten ergreifen .....?" — In der „Ehrsucht" dagegen nennt er die „grausamste der Begierden;" sie ist „das Feuer, welches von seiner Nahrung wohl vergrößert, keinmal aber satt wird . . ." „der Ehrsüchtige ist ein Knecht der Knechte;" „das größte Königreich aber ist die Freyheit des Herzens, welches an nichts, als an seinem Ursprunge, dem Himmel hangt." .....

Und weiterhin finden wir in dieser Unterredung den bezeichnenden Satz: . . . „ein Mensch ist ihm selbst ein so großes Buch, das er sein Lebtage nicht auslesen kann; die innerlichen Kräfften der Seele aber so hoch: daß kein Weltweiser ihre völlige Wissenschaft erreicht hat. Über diß glaube: daß mehr zu einem vollkommenen Menschen, als zu dem größten Welt-Beherrscher gehöre" . . .

Den Weg zu diesem Ziele findet er in der Selbsterkenntnis wie in der sittlichen Selbstzucht; . . . „Sich selbst kennen . . . ist die Arzeney wider alle Gemütsschwachheiten; und so allgemein: daß sie Königen und Kohlenbrennern anschlägt, die Wurtzel aller Vergnügung, und der Pfeiler unserer Glückseligkeit ist." . . . . .

Die in der Energie sittlicher Selbstzucht begründete sittliche Ehre und Würde des Weisen steht ihm vor Augen bei den Worten: „Es ist ja wol an Fürstlichen Höfen ein unbekanndtes Wunderwerk, nicht herrschen wollen, wenn man kann; aber in der Schule des Weisen ein noch seltzamer, die zur Herrschaft bestimmte Vernunfft denen wütenden Begierden unterwerffen, und sich selbst zum Knechte machen. . . . .

Sehr schön stimmt auch hierzu die Mahnung, welche Ariovist als von einem der „Samothischen Weisen" ihm selbst gegeben ausspricht:

„Mache dein Ende dir derogestalt nütze: daß es mehr einem Siege, als einer Verfallung ähnlich sey." Und als Marbod in kurzsichtiger Weise die Bewahrung der Überreste des Tuisco als den Schutz „gegen Verfehrung und Untergang des Vaterlandes" nennt, weist Ariovist ihn zu der Erkenntnis, wie Volk und Fürsten die nationale Ehre vielmehr erhalten werden, in diesem: . . . „solange Deutschland sich nicht selbst durch Zwiespalt trennen werde, kein Feind selbtem was an haben würde", — eine ernste Mahnung an jene Zeit, und aus trübster Zeit eine Weissagung für unsere Tage. —

So überladen mit oft unnütz erscheinendem Ballast dieses Werk des Dichters erscheinen muß —, daß ein warmer patriotischer Geist, der das Beste, die Ehre und das Nationalbewußtsein seines Volkes hochgehalten

wissen will, das Ganze durchzieht, daran ist nicht zu zweifeln.

Dies anlangend dürfen wir auch die Vertreter einer besonderen Richtung in Poesie und Prosa, die Satyriker dieses Jahrhunderts, nicht übersehen.

Sobald Zeiten eintreten, in welchen dem Ideal die Wirklichkeit nicht entspricht, eröffnen sich gemeinhin zwei Wege: entweder führt der bestehende Kontrast zu einer skeptischen Betrachtung und Schätzung der Dinge, und durch diese zum Pessimismus; oder es entwickelt sich der Geist der Satyre, und diese führt, vorausgesetzt daß die Reaktionsfähigkeit der Volksseele noch kräftig genug ist, zur Gesundung des Volkslebens.

Wir dürfen darum die Bedeutung der Satyre, sofern sie die Volksveredelung sich zum Ziel setzt, in keiner Weise unterschätzen; denn wenn in Zeiten verderbter Sitten und beginnenden Verfalls bei den Völkern von einer gewissen Höhe der Kultur die Satyre auf dem Kampfplatz erscheint, so ist es wie ein letzter Versuch, die Volksseele zu retten; freilich ist der Erfolg nicht immer derselbe. In dem sinkenden Rom der Kaiserzeit war die Krankheit der Volksseele bereits so weit vorgeschritten, daß die Satyre nicht mehr aus dem unheilvollen Bann des verzweifelten „exitus patet“ herausreißen konnte.

Einen anderen und, zum Glück für unser Volk, günstigeren Erfolg hat die Satyre bisher bei uns erlangt. Herabgekommen war das Volk durch äußere und innere Einflüsse, aber doch nicht verkommen; es

waren doch noch in dem kranken Volkskörper gesunde Teile vorhanden, auf welche die Satyre gleich einem Reizmittel in der Hand des Arztes zu wirken vermochte, und im günstigen Falle mußte dadurch das Ehrgefühl in Reaktion treten.

Joachim Rachel (1618—69) war einer der ersten deutschen Satyriker. Er geißelt nachdrücklich alles, was er als das Volksleben entstellend und entehrend erkannte, nicht am wenigsten das stutzerhafte Nachäffen des Auslandes. Hier die Verse aus seiner Satyre „Gut und Böse“:

„Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten,
Französisch Tuch und Wamms, französisch zugeschnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft
Hat neulich aufgebracht, auch wieder die Vernunft,
Das liebt dem Deutschen zu.“

Rachel hat mit freiem Blick beobachtet; er sieht in den äußeren Auswüchsen die Symptome der inneren Störungen der Volksseele, welche vor allem Heilung erheischen. Damit zeigt er sich aber im Besitz des sittlichen Ernstes, welcher auch dem Satyriker, will er nützen, und sollen wir an die Aufrichtigkeit seiner Absichten gauben, nicht fehlen darf. Der Grundschaden ist ihm nach dieser Satyre als vorliegend offenbar in der Verkehrung der Begriffe von Gut und Böse: Darum wird sein Gebet und Wünschen dem Menschen zum Fluch, der Seele fehlt der sittliche Halt; zwischen

trotzigem Übermut und verzagtem Kleinmut schwankt sie hin und her; ob sonst Reichtum, Macht und äußere Schönheit das Leben ausstatten —, wo die allgemein gültigen und beglückenden Prinzipien verwirrt sind, fehlt doch das Beste, die Ehre:

„Denn dieses Sprichwort ist so wahr, als auch gemein,
Daß Schönheit, Ehr' und Zucht nicht oft beisammen sein!"

Darum auch die Mahnung und der Hinweis auf den Weg der Frömmigkeit, Zucht, Ehre in den Worten:

„So bitt ein frommes Herz in einem frischen Leibe,
Ein Herz, das Alles nicht auf Galg' und Rad hin wagt,
Doch auch in keinem Fall des Unglücks ganz verzagt."

Mit einem derben und gesunden Witz weiß auch der Mecklenburger Lauremberg die Schäden der Zeit in's Licht zu stellen. Zur Kennzeichnung seiner Art, zumal er sich des Plattdeutschen bediente, führen wir die Verse an, in welchen er die auch sonst so vielfach getadelte Titelsucht der Deutschen trifft:

„Mit twen Plagen ys dat gantze Land ämergaten,
Mit Water un mit Titel ewer de Maten.
Water un Titel synd altho hoch gestegen,
Dar van nen yder hefft syn Deel gekregen,
De Armen synd im Water schier versunken:
Den groten Heren in Titeln bald verdrunken."

Jeder in seiner Weise, aber alle nach demselben Ziele hin, haben auch diese Männer, zu denen wir hier noch Schuppius und Moscherosch nennen, gewirkt.

Mit all den übrigen patriotischen Dichtern und erleuchteten Weisen haben sie, zwar unter der heiteren Maske des Humors und Witzes, aber im Grunde in heiligem Ernst dahin gestrebt, das individuelle und und nationale Ehrgefühl zu wecken und zu erziehen.

Hiermit verlassen wir das Jahrhundert des großen Krieges und wenden unsere Betrachtung dem 18. und 19. Jahrhundert zu, um auch hier den Spuren der Männer zu folgen, welche durch die Stürme des Völkerlebens die Leuchte der Vernunft, der Freiheit und der Ehre hindurchgerettet und gleich dem Feuer des Pharus erhalten haben.

Wie ein von schwerer Krankheit Erstandener erst nach und nach den freien Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder erlernt, an den frischeren Luftzug in der freien Natur erst allmälig sich gewöhnt, und gern den warmen Strahl der Sonne aufsucht, um in ihm zu genesen, so war es nicht anders mit dem deutschen Volk nach der schweren Krise des 30jährigen Krieges. Wenn auch die Schäden des Krieges ausgebessert wurden; wenn der Deutsche sich nach und nach auf seine Kraft, auf seinen Namen und seines Namens Ehre wieder be-

sinnen lernte; — es konnte nur gehen nach der Weise des langsam Genesenden: Nachwehen der alten Krankheit, und eine stete Gefahr des Rückfalls mochten das Gefühl voller Kraft und Gesundheit sobald noch nicht aufkommen lassen.

. . . . „Arm an Menschengröße und sehr arm an nationalem Stolz" nennt G. Freytag diese Zeit.

Die alte Vorliebe für das Ausländische, besonders für das französische Wesen, lag den Deutschen immer noch in den Gliedern; zwar auch ein Haß gegen Ludwig XIV., aber mit der Faust in der Tasche; der Patriotismus konnte sich nicht aufraffen zu einer Tat. Das Selbst- und Ehrgefühl bei dem Einzelnen, das Nationalgefühl des Volkes liegt im Schlummer noch bei vielen. Indes, die selbstständiger denkenden und helleren Köpfe hatten wohl die Einsicht in die Gründe der nationalen Schwäche, und die wärmeren Herzen trugen Leid um ihr Volk. Glücklicher Weise begnügten sie sich nicht mit der bloßen Einsicht und eitelen Klagen; sondern, wie ihre Vorgänger, die geistigen Bahnbrecher des vorigen Jahrhunderts, legten sie mutig Hand an, die zögernde Genesung des Volkslebens zur endlichen Gesundung, das Volk zu einem erhöhten Ehrgefühl und Nationalbewußtsein hinzuführen.

Wieder sind es die Männer der Wissenschaft und Litteratur, welche ihr Denken und Dichten dem Dienst des Wahren, Schönen und Guten geweiht haben, die über diesem heiligen Tempeldienst des Volkes nicht vergaßen, dessen Söhne und Bürger sie waren, und

als dessen Ehrenretter und Erzieher sie sich berufen fühlten.

Der Mann, welcher mit seinem geistigen Einfluß gleichsam in der Morgenröte vor dem Tagesleuchten der glorreichen Friedericianischen Zeit, der nationalen Erweckungszeit des preußischen und in gewissem Sinne auch des deutschen Volkes, steht, ist Leibniz (1646 bis 1716), der Philosoph und Staatsmann. Seine patriotische Haltung gegenüber Ludwig XIV. ist bekannt. Patriotisch und national überhaupt ist sein Wirken, indem er, zumal als der erste in der Reihe Deutscher Philosophen, die sittliche Grundlage festigte, vermöge deren das Volk aus der inneren und äußeren Unfreiheit sich emporarbeiten, Selbstachtung und Ehrgefühl gewinnen sollte. Das, was die Philosophie Leibnizen's kennzeichnet, ist sein Gegensatz zum Spinozismus. Während Spinoza in der praktischen Philosophie dem Menschen mehr eine passive und unfreie Rolle zuerteilt, erscheint das Individuum bei Leibniz als ein thatkräftiges, mit wenigstens relativer Freiheit ausgestattetes Wesen. Es war eben nur eine natürliche Konsequenz seines Philosophierens überhaupt, wenn bei Spinoza die praktische Philosophie darauf hinausgeht, daß sich das Subjekt in die „Notwendigkeit" fügt. Ihm ist das Menschentum lediglich ein Modus, und von diesem als solchem gilt sein Gesetz: „omnia sunt ex necessitate naturae divinae determinata" (alles ist gemäß der zwingenden Notwendigkeit der göttlichen Natur bestimmt resp. beschränkt).

Notwendigkeit nach Innen wie nach Außen ist in dieser Philosophie das charakteristische und das die idealen wie materiellen Beziehungen Bestimmende. Unser Philosoph aber gewährt, unter Voraussetzung „dieser als der besten Welt“ uns die Erkenntnis einer sittlichen Freiheit des Subjektes, indem er dieselbe aus einer allweisen Teleologie der Entwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt ableitet.

Es leuchtet ein, daß bei der zwingenden Macht der Notwendigkeit (Spinoza) auch das sittliche Ehrgefühl nur ein höchst relatives sein müßte, insofern als in letzter Consequenz die Bethätigung der Tugend nur einem passiven, resignierten Sich-Fügen entsprechen kann. Dagegen will der deutsche Leibniz, wie er von vorn herein das Wesen der Substanz in der „thätigen Kraft“ findet, die Monade der menschlichen Seele ihm ohne Thätigkeit nicht denkbar erscheint, eine lebenskräftige Bethätigung des Menschen in energischer Überwindung des Entgegenstehenden und des die Harmonie der Seele Störenden. Dazu freilich gehört als Voraussetzung Freiheit des Denkens und Handelns, Freiheit überhaupt des Subjektes als eines vernünftigen Wesens.

Damit wird zwar ein größeres Gewicht sittlicher Verantwortung angehängt, aber zugleich das Gefühl der Würde in erhöhtem Selbstbewußtsein und Selbsttätigkeit, das Gefühl der Ehre auf eine höhere Stufe der Wertschätzung erhoben. Dies Letztere geschieht noch mehr, indem Leibniz den Beweggrund des sittlichen Handelns nicht in dem Prinzip der Lust oder

Unlust mit dem Motiv der Nützlichkeit, welches sich mit den Gesetzen wahrer Ehre und Würde keineswegs verträgt, sondern positiv in der „Liebe zum Schönen“ findet. Das höchste Wesen aber ist die höchste Potenz der Schönheit; und es ergiebt sich für das vernünftige Wesen als sittliche Aufgabe, und zwar vermöge seiner freien Selbstbestimmung und der Liebe zum Schönen, die Heranbildung an dieses höchste Ideal d. h. die Herausbildung der „Schönheit der Seele“ im Menschen, in welcher wir das Wesen der wahren Ehre zu finden haben.

Dem Determinismus des holländischen Denkers gegenüber erscheint somit die von unserem Philosophen behauptete freiheitliche Selbstprädestination des Menschen zu Gut oder Böse, zur Glückseligkeit, oder aber zu ihrem Gegenteil als eine Errungenschaft, durch welche dem sittlichen Handeln und damit der sittlichen Ehre und dem Ehrgefühl eine höhere Weihe zu Teil geworden ist.

Leider hat uns Leibniz, der deutsche Philosoph, die Resultate seines Denkens, und das wird vom nationalen Standpunkte aus immer zu bedauern bleiben, nicht in der Muttersprache vermittelt. Diesen Schritt hat unter den Philosophen erst sein Schüler und geistiger Nachfolger Christian Wolff gewagt.

Die Ehre des deutschen Namens in dieser Hinsicht, gegenüber der immer noch vorhandenen, oft würdelosen Abhängigkeit der deutschen Muttersprache von dem Fremden, hat dagegen der Leipziger Gottsched

(1700—1766) nach Kräften aufrecht zu erhalten gesucht.

Wie Opitz, so steht auch Gottsched an der Schwelle einer neuen Zeit. Ähnliches bieten beide in Bezug auf ihre dichterische Begabung; ähnlich sind sie sich in ihrem Bestreben, auch in ihrem Schicksal. Was aber in beiden Männern gleich stark hervortritt, das ist ihr Patriotismus, ihr Gefühl für die Ehre, insonderheit die Nationalehre des deutschen Volkes.

Es mag sein, Gottsched hat gleich einem Diktator im Bereich der Litteratur herrschen wollen; sein in Ansehung seines Strebens berechtigtes Selbst- und Ehrgefühl ist in Überschätzung und Eitelkeit ausgeartet. Damit hat er sich Neider und Feinde und herben Tadel verdient. Aber wir wollen doch nicht vergessen, welchen Einfluß Ort und Zeit auch auf die Bildung oder Misbildung eines Charakters haben; und, wenn wir gerade seine Zeit in Anschlag bringen, so kommen wir zu dem Schluß, daß seine Verdienste seine persönlichen Mängel doch übersteigen.

Wer Gottsched's „Lob- und Gedächtnisrede", welche er in Leipzig „auf Martin Opitzen von Boberfeld" gehalten, ohne Voreingenommenheit liest, muß zugestehen, daß der Redner, weit entfernt, nach Weise undankbarer Nepoten früheres Verdienst zu schmälern, mit wahrhaft rührender Sorgfalt bemüht erscheint, dem Bahnbrecher des 17. Jahrhunderts nach allen Seiten hin gerecht zu werden. Auch hier Motive persönlicher Eitelkeit herauslesen zu wollen, muß ungerecht er-

scheinen; und wir rechnen ihm das uneigennützige Lob, welches er Opitz zueignet, gern zur Ehre an.

Es paßt auf manche andere Zeit kaum weniger, als auf die Gottsched'sche Periode, — wir wünschten, daß wir diesen wenig schönen Zug bei unserm Volke nicht fänden, — wenn Gottsched Eingangs jener Rede sagt: . . . . „Allein, dieses ist die Unempfindlichkeit unseres Jahrhunderts: daß es die Wohlthaten des vorigen, weder auf eine dankbare Art erkennt, noch ihrer rühmlich erwähnt, noch auch ihren Urhebern die geringste Vergeltung dafür zu Teil werden läßt."

Man findet mit Recht jenen russischen gefürsteten Emporkömmling verächtlich, der sich seines alten Mütterchens schämte; man ehrt die Gesinnung des Müllers von Sanscouci, dem sein kleines Erbe von den Vätern her um eines Königs Gold nicht feil gewesen. Wir sollen uns ja hüten, wenn noch so hoch gekommen, das heilige Verhältnis kindlicher Pietät gegenüber den Vätern, insonderheit den Weisen und Dichtern des Volkes gegenüber, zu lösen, die sich's oft haben „sauer genug werden lassen" im Dienst um ihre Zeit, um des Volkes Namen und Ehre im Arbeiten, Sammeln und Aufbauen für die kommenden Geschlechter. Sobald an jenem Verhältnis mit unkindlicher Hand gerüttelt wird, ein Volk seiner nationalen Dankespflicht vergißt, so ist nicht nur Gefahr für die Continuität der Cultur, sondern mit Hinwegräumung dieses konservativsten aller Gefühle, eine Gefahr für den Bestand und Namen eines Volkes selbst, und alle Macht, äußere Ehre und Ruhm

werden nicht im Stande sein, die endliche Auflösung zu verhindern. — „Ehre, wem die Ehre gebührt!“ ist auch ein deutsches Wort. Es war trotz aller nachfolgenden Herrlichkeit schon ein verhängnisvolles Losbröckeln an den Grundlagen, als die Athener das Lob des Aristides nicht mehr vertragen konnten. In dem Sinne fordert Gottsched seine Zeit auf, zu beweisen, „daß es nicht an ehrliebenden Deutschen fehle, die auch das Lob eines gelehrten und rechtschaffenen Mannes ertragen können.“

Wie klar aber Gottsched die sittliche, nationale Bedeutung der Muttersprache erkennt, wie hoch er das Verdienst derer stellt, welche die Reinigung und Ausbildung derselben sich zur Aufgabe machen, erhellt aus diesem: „Hier setze ich es zum Voraus, daß derjenige seinem Vaterlande keinen geringen Dienst erweiset, der demselben durch nützliche und sinnreiche Schriften, und zwar in seiner Muttersprache, Ehre macht“. Und wie hierdurch die nationale Ehre überhaupt gewinnt, zeigt er in den Worten: . . . . „selbst auswärtige Völker . . . schöpfen eine gewisse Hochachtung gegen das kluge Volk, darinnen es solche Skribenten giebt. Dadurch wächst dann die Ehre einer solchen Nation bei allen ihren Nachbarn“,

Aechtes deutsches Selbstbewußtsein und Ehrgefühl bricht hervor, als er die schöne Litteratur des Auslandes und ihre Förderung mit der Deutschlands vergleicht: „Wir sind allerdings etwas später mit den Musen bekannt geworden, als sie (die Ausländer);

weil sich kein medizeisches Haus, kein Franziskus, kein Richelieu, kein großer Ludwig bei uns gefunden hatten, die selbst den Witz gekannt und geliebet, und durch eine königliche Freigebigkeit aufgemuntert haben. Aber getrost, Du ehreliebendes Germanien! Eben das, was dich unterdrücken und erniedrigen sollte, das erhebt dich; das gereicht dir zu desto größerer Ehre. Träge Seelen werden nur durch Belohnungen und angebotene Vorteile zu den Wissenschaften aufgemuntert; deine Kinder sind feurig genug, aus bloßer Ehrliebe darnach zu streben“.

Zu hoher nationaler Begeisterung erhebt er sich, als er zum Schluß seiner Gedächtnisrede die Deutschen auffordert, Opitz zu ehren, indem er diesem das Zeugnis giebt: . . . „der deine Ehre gegen die Ausländer gerettet, deine Sprache aus der Barbarei gerissen, deine Kinder zur Tapferkeit angeflammt, deine Gottesfurcht durch Lieder angefeuert und die Lehren der Weisheit in einer so lieblichen Tracht dargestellt hat, daß auch die Unweisen sie lieb gewonnen haben“.

So ist Gottsched für die nationale Ehre eingetreten; so legt er aber auch den neuen Magistern „die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit“ an's Herz, indem er diese mahnt, mit der Weisheit zugleich Thatkraft, Tugend und Ehre zu erstreben:

. . . . . „wer nicht nach Ehre strebt,
die aus der Tugend kommt, kurz, wer nicht denkt
und lebt,
wie weise Männer thun; der irrt bei offnen Sinnen

und schmeichelt sich umsonst, die Göttin zu gewinnen,"

Der Weise soll aber auch sein Denken in's praktische Leben umsetzen, und nicht mit der bloßen Ehre eines Titels sich begnügen wollen: dem giebt er im Folgenden Ausdruck:

„Wir müssen unser Pfund, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockren Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurteil der Welt,
die Philosophen nur für Grillenfänger hält;
. . . . . .
denn wo nicht selbst die That von wahrer Weisheit spricht,
da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht!"

Ein Reformator der Dichtkunst hat Gottsched nicht werden können; aber an dem Aufbau der Ehre des deutschen Volkes hat er fleißig mitgeholfen; das genügt.

Wir lassen den Streit von Gottsched's Schule mit den Schweizern, der für unseren Gegenstand ein Interesse nicht darbietet. Während jedoch noch um Theorie und Praxis der Dichtkunst in dem Kampfe der Leipziger und Schweizer gestritten wurde, war derjenige schon unter das Volk getreten, der berufen war, nicht bloß der Geschichte, sondern damit auch der Dichtkunst einen Inhalt zu geben: Friedrich der Große.

Gewiß hatte Bodmer Recht, wenn er darauf drang, daß man über der künstlerischen Form nicht das Wesen der Poesie vergessen dürfe; gesunde, kräftige, ergreifende Gedanken sollten die Form erfüllen. Das war ein wunder Punkt. Aus den entlegensten Zeiten, aus der Mythologie der Griechen und Römer, auch anderer Völker hatte man bisher poetische Motive gesucht und suchen müssen. Das eigene Leben bot zu wenig, war meist zu arm, und die es lebten, waren ein kleines Geschlecht. Der ehemals große und kräftige Reichsgedanke war dem Volke immer mehr abhanden gekommen, seitdem die kleineren und kleinsten Territorialherrschaften sich auf Kosten der kaiserlichen Zentralgewalt selbstständiger entwickelten; an den Höfen aber, in den kleinen Residenzen ließ der Kultus des Fremdländischen, kleinliche Intriguen, vor allem die Günstlings- und Maitressenwirtschaft, dabei eine oft in rohen Despotismus ausartende Weise des Regimentes nicht zu, daß liebenswerte und kräftige Charaktere sich entwickelten, die das Leben bewegt, und der Dichtkunst einen dankbaren Gegenstand dargeboten hätten.

Jetzt lenkte ein gütiges Geschick in andere Bahnen. Das Volk erhielt in Friedrich II. einen Helden, die Dichtkunst in ihm den Heros, der mit seinen Paladinen, mit den ruhmreichen Thaten seines Lebens einen würdigen Gegenstand poetischer Erhebung bilden, der schönen Form den lebensvollen Inhalt darbieten konnte.

Mag immerhin Ludwig XIV. seinem Zeitalter den Namen gegeben haben durch den äußeren Glanz

und die Pracht seines Hofes, durch die Erfolge seiner Waffen, aber schwachen Feinden gegenüber; wir rühmen uns und dürfen stolz sein auf eine „Friedericianische Zeit", die nicht durch Entfaltung vergänglicher Pracht und Herrlichkeit blendet und täuscht; deren Herrlichkeit und Ehre vielmehr zu erkennen ist in dem Ringen nach einer selbstbewußten, der individuellen wie der nationalen Kraft und Würde entsprechenden Ausgestaltung des inneren und äußeren Lebens bei dem Einzelnen,wie bei dem Volk.

Von dieser innerlich treibenden Kraft war der junge Preußenkönig selbst erfüllt, und vermöge derselben hat er seiner Zeit das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Was Ludwig XIV. mit seinem l'état c'est moi durch Prätension sein wollte, das war Friedrich der Große in der That: die Verkörperung des Staatsprinzips; weniger durch die Mittel äußerer Macht, als durch die Macht der Ideen, zu deren Träger er sich machte, und zu deren Erfüllung er seine Ehre darein setzte „des Staates erster Diener" zu sein. In seiner unbegrenzten Pflichttreue, seinem eisernen Fleiß, in seinem jugendlichen Enthusiasmus, in seiner Hochherzigkeit und seinem Edelmut; in der selbstbewußten, durch kein widriges Geschick zu beugenden Energie seiner Seele; in dem feinen Gefühl für die eigene, wie für die nationale Ehre, in dem weittragenden Blick eines aufgeklärten Geistes sind die persönlichen Bedingungen gegeben, welche diesen zu einem „Großen" unter den Fürsten, zu einem Erzieher des Volkslebens, besonders nach der Seite des nationalen Selbst- und Ehrgefühls hin, machen mußten.

Nur eins hier zum Beweise aus seinen Briefen der Jahre 1759/60:

„Ich habe meine eigene Art zu denken. Ich will weder Sertorius noch Cato nachahmen; ich denke gar nicht an meinen Ruhm, sondern an den Staat" . . . „Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachteiligen Frieden zu schließen. Keine Überredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinen Leiden ein Ende machen, so bald es nicht mehr möglich wird, sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl."

Seit wann hatte man doch in deutschen Landen solche Worte gehört und gelesen, seit wann ein Leben geschaut, welches ein getreuer Ausdruck solcher großen, wahren und ehrenfesten Gesinnung gewesen wäre? —

Freilich, und es konnte nach der Lage der Dinge kaum anders sein, fehlte noch viel, daß ein solch uneigennütziger Patriotismus, solche flammende Ehrliebe ein Gemeingut aller gewesen wäre. Selbstsucht, Eigendünkel und Gemeinheit waren auch da wie immer die Feinde des Idealen. Es bedurfte sehr, daß die treue Mithülfe der Weisen und Dichter in der Erziehung des Volkes zu Ehre und Ehrgefühl nicht erlahmte; vielmehr aus dem leuchtenden Vorbilde des großen König einen

neuen Antrieb zu energischer Thätigkeit in dieser Richtung für sich entnahm.

Es ist bemerkenswert, daß mit dem 18. Jahrhundert die Dichter und Schriftsteller engere Fühlung mit der Philosophie zu nehmen beginnen. So war einer der besten geistigen Gehülfen des großen Königs der unter dem Einfluß der Leibniz-Wolff'schen Philosophie gebildete Thomas Abbt (1738—66): „Hochverdient um die Ausbildung der deutschen Prosa hat dieser zugleich durch seine populär dargestellte praktische Philosophie" und das in fast allen seinen Schriften hervortretende Bestreben, das individuelle wie das nationale Ehrgefühl zu heben, seine Bedeutung.

Uns interessiert hier besonders seine „Abhandlung vom Tode für das Vaterland". In dieser stellt er die Hindernisse der „politischen Tugend", des Patriotismus und des Nationalbewußtseins auf, und weiß dieselben mit treffender Schärfe zu widerlegen. Mannhaft tritt er auf gegen das despotisch ausgeartete Regiment vieler Herren: „die Stimme des Vaterlandes kann nicht mehr erschallen, wenn einmal die Luft der Freiheit entzogen ist." In den vaterlands- und ehrlosen Existenzen erblickt er mit Recht die gefährlichsten Feinde des nationalen Lebens; nicht weniger aber verurteilt er, im Vergleich mit der Zeit der römischen Republik und ihrer Ehrenmänner, den Character der Höflinge seiner Zeit in den Worten: „es gab damals in Rom noch keine Hofleute, deren großer Ehrgeiz auf unendliche Kleinigkeiten ging."

Wie kleinlich und kläglich damals eben von der Ehre vielfach gedacht, wie dieselbe peinlichst in Rang und Vortritt gesetzt ward, das zeigt z. B. die tragikomische Geschichte des berüchtigten „Wasunger Krieges" (1747) zwischen Gotha und Meiningen, der durch den Streit zwischen der Frau Landjägermeisterin v. Gleichen und einer Frau v. Pfaffenrath um den Vorrang bei Hofe entstand.

Welche Macht indes damals den schönen Frauen an Fürstenhöfen eingeräumt, und in welch brutaler Weise wieder die Würde und Ehre der Frau an denselben Höfen mit Füßen getreten wurde, zeigt die weitere Geschichte jenes jämmerlichen Wasunger Streites. Dazu Vergewaltigung ohne Recht und Spruch; despotische Willkür, Mangel an Ehrenhaftigkeit bei den Fürsten selbst; bei den übrigen: Hoffähigkeit und Erfahrung im Ceremoniell als Inbegriff der Ehre, mit Stolz und Hochmut gegen das bürgerliche Element, — so stellt es sich dar; den Vaterlandsfreund aber muß solcher Anblick mit Unmut erfüllen und mit Beschämung. —

Abbt findet weiter mit Recht den tiefsten Grund für die Hemmnisse der politischen Tugend, als des Bewußtseins nationaler Pflicht und Ehre, wie der Thatkraft, in ehrenvoller Selbstaufopferung für dieselbe einzutreten, im Egoismus. Dieser erscheint ihm dann noch um vieles verwerflicher, wenn derselbe die Pflicht der Ehre, für das gemeine Beste mit Gut und Blut einzutreten, damit abzuweisen versucht, daß

er die idealen Motive der politischen Tugenden in's Lächerliche zu ziehen sucht.

Der Autor sagt hiervon mit Recht: „es ist überhaupt ein fast unersetzlicher Schade, wenn man gute Grundsätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begeisterte, vertilgt. Man kann diesen Zweck durch zweierlei Mittel erhalten. Entweder diese Grundsätze werden durch Gründe bestritten, oder sie werden lächerlich gemacht. Das erste Mittel wird seinen Endzweck gar nicht, oder nur sehr selten und langsam erreichen. Das andere wirkt mit der Geschwindigkeit eines Giftes in den Adern."

Und hiernach folgert Abbt den für die Erziehung des persönlichen, wie besonders des nationalen Ehrgefühls wichtigen Satz: „Wenn eine Nation aus einer edlen Begeisterung, aus tugendhaften Grundsätzen herausgelacht wird: wie teuer erkauft sie nicht die Hochachtung — einiger Narren! Und weil immer gerade das Gegenteil von dem, was verspottet worden, für schön, für ehrwürdig gehalten wird: so muß sie sich bald gewöhnen, niedrige, schlechte Handlungen mit dem Gepräge des Edlen, des Erhabenen zu bezeichnen. Sie verwirft, um sich ansehnlicher zu machen, das, was ihre Vorfahren geschmückt, aber mit Zierraten geschmückt hatte, die sie der Nachwelt glänzend und doch ehrwürdig darstellten; und erstickt den Samen, aus welchem so große Thaten aufgekeimt waren."

Wahrlich, eine Mahnung, ernst genug auch für unsere Zeit! —

Solchen Gebrechen auch jener Zeit gegenüber ist es erquickend die Erzählung einer, in der Schlichtheit ihrer Darstellung ergreifenden Episode zu hören, welche Abbt bei dieser Gelegenheit darbietet, und aus welcher ersichtlich, wie andererseits zur Zeit des großen Friedrich und durch ihn doch die Idee des altrömischen „dulce et decorum est pro patria mori" bis in die Hütten der Armut das Gefühl der Verpflichtung der individuellen, wie der nationalen Ehre hineingetragen hatte. Die Begebenheit, offenbar aus dem siebenjährigen Kriege, ist folgende: „Ein siebenzigjähriger Schäfer that in seiner Gemeine stolz, daß er sechs Söhne im Dienst des Königs habe. Als in den letzten Jahren des Kriegs auch der siebente, die letzte Stütze seines Alters, in den Krieg gehen sollte, sagte der Alte zum Officier: „Herr Hauptmann, sage er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, so nehme er meinen Sohn und mich auch dazu. Brennt es den König aber noch nicht, so lasse er mir meinen Sohn."

In Abbt's Zeitgenossen Albrecht von Haller tritt uns ein wahrhaft schöner Geist entgegen. Harmonisch schön wie seine Seele, so ist auch alles, was er aus dem reichen Schatz seines Denkens und Wissens hinterlassen. Mit dem, was er für die Menschheit gewollt und erstrebt hat, zählt er als einer der würdigsten in der Reihe der geistigen Väter unseres Volkes. Bouterwek charakterisirt diesen Dichter treffend in den Worten: „Mit moralischer Strenge über sich selbst und die Welt reflektierend, suchte er seinen Betrachtun-

gen über die Würde und die Bestimmung der menschlichen Natur eine Form zu geben, die dem Gefühl nicht weniger als dem ernsten und ruhigen Verstande angehörte.“ Abgesehen von seiner Lehrode „Über die Ehre“ tritt uns in fast allen seinen Dichtungen entgegen, wie er, gleich in der Strahlenbrechung des Prisma, den Begriff der Ehre und der Tugend von den verschiedensten Seiten betrachtet, und lehren will.

Nicht äußere Glücksumstände, nicht Geld, nicht Titel erschöpfen den Begriff der Ehre; vielmehr, wo Glück und Seligkeit gefunden werden in der ungetrübten Harmonie der Seele, in der „Gewissensruh“, da ist es die Tugend, welche dem Menschenherzen diese hohen Güter gewonnen; die Ehre, welche solcher Tugend Krone ist:

„Lern, daß nichts selig macht, als die Gewissensruh,
Und daß zu Deinem Glück Dir niemand fehlt als Du;
. . . . . .
Daß Tugend Ehre bringt, und nicht erkaufte Titel“ . . . .

„Schönheit der Seele“ ist sein Postulat und der vorgestellte Gewinn für das Streben nach Tugend, wenn er diesem in seinem Gedicht „Über den Ursprung des Übels“ die „innere Häßlichkeit“, die Privation alles Schönen und Edlen, die innere Zerrissenheit statt der Harmonie der Seelenruhe, gegenüber stellt, und diesen Zustand schildert wie in dem:

„Der Geist von allem fern, womit er sich betöret,
Sieht sich in einer Welt, wovon ihm nichts gehöret,
Nur geht mit ihm in's Reich der öden Dunkelheit
Ein unerträglich Bild der eig'nen Häßlichkeit.“

Wir finden überhaupt bei diesem Dichter Leibnizens praktische Philosophie in dichterischem Gewande: Nicht Lohn, noch Lohnsucht ist das Motiv für das Streben nach Tugend und Ehre, sondern neben der uneigennützigen Liebe und Freundschaft gegen den Nächsten ist es „die Liebe für sich selbst“, die edle, geläuterte Selbstliebe:

„Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen.
Sie flammt das Feuer an, womit die Helden brennen,
Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den weltvergessnen Sinn nach der Vollkommenheit.“

Nächstenliebe aber und Freundschaft, die in der verwandten Seele die liebenswerte und liebenswürdige Schwester suchte und gefunden hat, führt weiter zu dem Urbild alles Schönen, dem ewig „Liebenswürdigen“:

„Ihr Trieb zieht ewiglich dem liebenswürd'gen zu,
Und find't erst im Besitz des höchsten Gutes Ruh“.

Doch auch die Satyre fordert in dieser Zeit ihr Recht. Welchen Wert wir dieser Dichtungsart in Beziehung auf den Gegenstand unserer Untersuchung beimessen, das haben wir gegen den Schluß der vorigen

Periode dargethan; sie fand in diesem Jahrhundert ihre Vertreter in Rabener, Liscow, besonders Kästner. Soviel mehr liebenswertes, so viel an geschichtlicher Größe in der Person und den Thaten Friedrichs des Großen dieses Jahrhundert im Vergleich zu dem 17. Jahrhundert darbot, so fehlt es nicht an dem Kontrast. Stellte sich doch in dem großen König auf Preußens Throne selbst ein solcher Kontrast weithin sichtbar vor Augen: Die siegreiche Schlacht des Königs über die Franzosen bei Roßbach und seine Freundschaft für Voltaire, wie überhaupt der Vorzug, welchen er der französischen Sprache vor der deutschen angedeihen ließ, mußten fast ungesucht zur Satyre herausfordern. Kästner steht denn auch nicht an, dem dadurch gekränkten Nationalgefühl Ausdruck zu geben, indem er die Anfrage an den König richtet:

„O König, Deutschlands Ruhm! weswegen zieht
Dein Ohr
vom Volk, das Du besiegst, die Sprache — Deiner
vor?" —

Wie er überhaupt durch seine originellen Gedanken, durch seinen launigen Witz, besonders in seinen Epigrammen, sich auszeichnet, so versteht er es auch, die ganze praktische Philosophie in epigrammatischer Kürze, in zwei Zeilen darzustellen:

„Pracht, Reichtum, eitle Lust kann sie uns nicht
gewähren;
Was giebt die Weisheit denn? — den Geist, dies
zu entbehren."

Zwar vieles hatte dieser Dichter sonst an seiner Zeit, an dem Volksleben nach Innen und Außen zu tadeln, und hält damit, in der Absicht zu bessern und zu erziehen durchaus nicht zurück; dabei zeigt aber doch das folgende Epigramm, von welchem nationalen Selbstgefühl wieder als Deutscher er durchdrungen ist, worauf er die nationale Ehre gründet, und wie hoch er dieses seines Volkes Verdienst und Ehre dem Ausland gegenüber stellt:

„Der Deutsche".

„Welch Volk, — Thniskons Volk! — gesteht den
Rang Dir zu?
Der Wälsche singt und malt vortrefflicher als Du;
Witz, Zärtlichkeit, Geschmack, sich putzen, kochen,
tanzen,
Und was noch alles mehr? lernst Du vom
muntern Franzen;
Stolz geht des Britten Blick auf alles Land umher,
Wo denkt man tief und stark? wo spricht man
frei, wie er?
Und Du Germanien? ist was von Dir zu melden?
Dankt Dir Europa was? Regenten, Weise, Helden!"

Unter die Zahl der Weisen und Dichter, um derentwillen Kaestner sein Vaterland glücklich preist, rechnen wir mit Recht den „beliebtesten und einflußreichsten" aus dem Leipziger Dichterkreise: Fürchtegott Gellert (1716—69).

So wenig Gellert ein großer Genius gewesen, so wenig ihm Persönlichkeit, Stellung und sonstige Macht-

mittel zu Gebote ſtanden; es ward ihm gegeben, doch einer der populärſten Dichter zu ſein, und dies, trotz unſerer, ihn mehr als um Hauptes Länge überragenden Dichterfürſten bis heute noch zu bleiben. Er war eben für ſeine Zeit der rechte Mann. Die Art, wie er ſchrieb und dichtete, war volkstümlich; in Fabeln, Erzählungen und geiſtlichen Liedern entſprach er dem Sinnen und Sehnen der Volksſeele. Er lehrte, erzählte, dichtete als ein Interpret des Volkes. Er ſtellte das Beſte und Idealſte deutſcher Volksart: Wahrheit, Liebe, Treue, Tugend- und Ehrliebe ſo dar, daß in allem die Zeitgenoſſen gegen früher etwas Neues, und doch wieder nur das eigene Denken, Fühlen, Wünſchen und Wollen erkannten. Kein geringerer als Goethe erteilt ihm daher das Lob, daß er ſeine Schriften als „das Fundament der deutſchen ſittlichen Kultur“ bezeichnet. Und auch Leſſing urteilt über ihn: „Die Briefe des Herrn Gellert ſind durchgängig Meiſterſtücke, die man ebenſo wenig, als ſeine Fabeln zu leſen aufhören wird. Die ſchöne Natur herrſcht überall, alle Zeilen ſind mit dem ſüßeſten Gefühle, mit den rührlichſten Geſinnungen belebt. Von was für einem Herzen ſind ſie Beweiſe! Wie liebenswert hat ſich der Verfaſſer ſelbſt, ihm unbewußt darinnen geſchildert. Welche Freundſchaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Verdient ein Mann, welcher das Vergnügen Deutſchlands iſt, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung ſein kann?“ — So iſt damals ſchon Gellerts nationale Bedeutung erkannt. Auch Friedrich

der Große ſelbſt urteilt über ihn, und das iſt doppelt ehrenvoll für den Dichter, wie für den König ſelbſt mit ſeinem eigentümlichen litterariſchen Standpunkt: „c'ést le plus raisonable de tous les savants allemands“.

Nur zwei kurze Beläge ſei uns aus ſeinen „moraliſchen Gedichten“ zu bringen verſtattet, welche darthuen, wie er über Ehre und Ehrgefühl im Beſonderen dachte. In dem Gedicht: „Reichtum und Ehre“ mahnt er den Leſer:

„Such ſolche Freuden auf, die ſtill Dein Herz beſeelen,
Und wenn Du ſie gefühlt, Dich nicht mit Reue quälen.
Was ſorgſt Du, ob Dein Ruhm die halbe Welt durchſtrich?
Dein Freund, Dein Weib, Dein Haus ſind Welt genug für Dich;
Such ſie durch Sorgfalt Dir, durch Liebe zu verbinden,
Und Du wirſt Ehr und Ruh in ihrer Liebe finden.“

und am Schluß deſſelben Gedichtes:

„So ſei Dein liebſtes Gut ein frommes, weiſes Herz,
Dies mehre Deine Luſt, dies mindre Deinen Schmerz;
Dies ſei Dein Stolz, Dein Schatz, Dein höchſtes Ziel auf Erden.
Sonſt alles, nur nicht dies, kann Dir entriſſen werden.“

Wie ein Wahlspruch seiner durch und durch wahrhaften und edlen Natur erscheint auch das Wort aus dem Liede: „der Ruhm“:

„Und bist Du das nicht, was Du schienst,
So bist Du sonder Ehre!“

Mit einer besonders ausgeprägten nationalen Tendenz bildete sich neben der leipziger Dichterschule mit Gleim, Götz und Uz die sogenannte preußische Dichterschule.

Ludwig Gleim (1719—1803), mit dem Ehrennamen „Vater Gleim“, bietet ein besonderes Interesse dadurch, daß er fast mit allen Dichtern von Namen dieser ganzen Epoche in persönlicher und geistiger Berührung gestanden. Man möchte sagen: als ein bürgerlicher Mäcen hat er nach Kraft und Vermögen die aufstrebenden Talente herangezogen, ermutigt, unterstützt, und fast mit allen in einer innigen Freundschaft gestanden.

Damit ist er, wenn auch sein poetisches Vermögen ein hervorragenderes nicht war, doch mittelbar ein Förderer dessen, was in damaliger Zeit die Herzen erhoben und erfreut, in der Liebe zu den idealen Gütern des Volkslebens die Seelen vieler verbunden und gefestigt hat.

Seine „Lieder des Preußischen Grenadiers“ haben hauptsächlich seinen Ruf begründet. Freilich findet sich in denselben vielfach ein unserem Gefühl weniger zusagendes Beiwerk. Dagegen athmen alle einen patriotischen Geist, und erheben sich in nationalem Schwunge.

Besonders tritt dies hervor in den Liedern, welche der Person des großen Preußen-Königs selbst gewidmet sind.

Die meisten seiner übrigen Lieder gelten dem heiteren, anmutigen Lebensgenuß und der Freude. Dabei fehlt es indeß nicht, besonders in seinen „Sinngedichten“ an ernstem Hinweis darauf, daß der Einzelne, wie das Volk erst die Kraft, den Lorbeer des Sieges über den äußeren Feind zu gewinnen, erlangen kann, wenn die Ehrung des Guten und Schönen, die Tugend als Siegerin triumphiert über die verderblichen Mächte eines ungeordneten Sinnenlebens mit seinen Trieben. So lautet sein Spruch:

„Erkenne, suche, lieb' und ehre,
Was gut und schön ist, und vermehre
Nach Möglichkeit, mit weiser Wahl,
Des Guten und des Schönen Zahl!
Das ist die ganze Sittenlehre!“

Ohne solches Streben, ohne Selbstzucht und Selbstbesiegung giebt's keinen Sieg, auch über den äußeren Feind, ist äußere Macht und Stärke nichts; aber die Treue im Guten, die Ausdauer im Kampfe gegen das Böse giebt dem Manne die Kraft, mit Gut und Blut einzutreten für des Königs und des lieben Vaterlandes Ruhm und Ehre. So heißt es in einem seiner bekannteren Marschlieder:

„Wenn wir mit uns in Kriegen
Uns selber nicht besiegen,
Dann wird's uns nicht gelingen,
Den andern Feind zu zwingen.

Darum, o Herr, verleihe,
Daß ich mit aller Treue
Das Gute gern vollbringe,
Das Böse gern bezwinge,
Dem lieben Vaterlande
Mach' ich dann keine Schande . . . .
Dann schlag ich seine Feinde,
Dann siegen meine Freunde. . . . . .
. . . . . Stolz soll's in mich nicht bringen,
Sie mögen's immer singen!
Nach Ehr' und Ruhm zu geizen,
Soll's nur noch stärker reizen."

So wird die in der Kraft der Selbstbesiegung des Einzelnen gewonnene Ehre und Energie des sittlichen Ehrgefühls zur Voraussetzung der nationalen Ehre und der nationalen Kraft. Das läßt den Dichter in trüber Zeit der Kriegsläufte mutig zu den Waffen rufen:

„Auf denn die Waffen in der Hand
Zu haben Ruhm und Sieg!
Vom Reiche nicht ein Körnchen Sand,
Sonst ewig, ewig Krieg!"

Bis in die Jahre abnehmender Kraft, bis in sein hohes Greisenalter hat sich der „Vater Gleim" die Kraft dieser Überzeugung bewahrt. Einem frischen Jüngling gleich ruft er noch wenig Jahre vor seinem Ende:

„Deutsche Treue, deutscher Wein,
Ganzer und nicht halber Rhein!"

So hat er auch, fast erblindet, aber mit geistigem Auge eines Sehers in den traurigen Zeiten des wiederkehrenden Zwistes und der Uneinigkeit der Deutschen hoffnungsfreudig die Erfüllung einer großen Zeit geschaut:

„Wir werden wieder Brüder
und, eh' wir's uns versehen, wieder
die fest vereinten Deutschen sein!"

Mit Gleim war der Dichter Uz schon seit den Jünglingsjahren in Freundschaft verbunden, und so teilt dieser auch mit ihm die hohe nationale Begeisterung für des Vaterlandes Ruhm; aber auch den Schmerz über den Hader und Zwist, den alten Erbfeind deutscher Kraft und Ehre, wie dies aus den schmerzdurchzogenen Worten zu entnehmen ist:

„Wie lang zerfleischt mit eigener Hand
Germanien seine Eingeweide!
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde
Freude?"

Aber auch die besonderen Schäden seiner Zeit sind ihm nicht verborgen. Schon bei Abbt finden wir das Bestreben berührt, welches damals leider viele kennzeichnete, sich der ehrenvollen Verpflichtung zu entziehen, für das Gemeinwohl des Staates persönliche Opfer zu bringen; das bemerkt auch dieser Dichter mit ernstem Tadel.

Auf der anderen Seite fehlt es damals so wenig, wie leider jetzt noch an dem ehrlosen, zudringlichen Strebertum, welches nichts hat von wahrer Ehre und

Ehrfühl, dem vielmehr lediglich der gemeine Egoismus und eine unedle Ehrsucht als treibendes Motiv zum Grunde liegt. Der wahre Weise, der edle und ehrenhafte Mann verleugnet weder seine Pflicht, noch drängt er sich auf:

„Der Weise, dessen Herz von Menschenliebe flammt,
Flieht nicht vor anvertrauten Bürden.
Doch drängt er seinen Hals nicht in das Joch der Würden,
Aus einem niedern Stolz, den seine Brust verdammt.
. . . . . .
Der Tor bleibt stets ein Tor, auch in der Ehre Schooß“ . . . .

Noch nennen wir aus dem Kreise der Talente, welche Gleim anregte und förderte, Ewald v. Kleist (1715—59). Ein Bild der persönlichen Ehre, ein kampfesfroher Verfechter der nationalen Ehre hat er die Grundsätze solches Lebens mit seinem Tode in der Schlacht bei Kunersdorf besiegelt. In seiner Ode „An die preußische Armee“ ersehnt er für sich in hoher vaterländischer Begeisterung die Ehre der Helden, oder der Helden Tod zu sterben:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.“

Ein kampfesmutiger Held, der sich auf den Kriegstanz freut; und dabei doch ein Weiser über seine Jahre, ein stiller, sinniger Freund der Natur, ein feiner Beobachter und Ausleger der in ihr abgespiegelten Schönheit und Harmonie.

In seinem „Frühling“ und in seinem Gedicht „Irin“ zeigt er dies in anmutiger Weise. Auf des Sohnes glückseligen Ausruf:

„Wie schön ist alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!“

läßt der Dichter den Irin die weisheitsvolle Deutung geben:

„Ja sagt! Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und Du wirst durch sie
Glückselig sein, Dein Lebelang,
Wenn Du dabei rechtschaffen bist;
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl verhindern.“

Gleichsam aus dem Geräusch der Waffen, in welches uns die Besprechung der zuletzt genannten Dichter versetzte; aus dem lauten Enthusiasmus kriegerischer Begeisterung treten wir jetzt ein in die geweihten Zirkel des Dichters, welcher den „Messias“ gesungen: Klopstock (1724—1803).

Wir haben uns bisher bemüht, möglichst im Einzelnen den Gedanken nachzugehen, und die Aussprüche hervorzuheben, in welchen die Weisen und Dichter auf die Erziehung des individuellen Ehrgefühls und des Nationalgefühls wirken wollten und gewirkt haben;

bei diesem Sänger soll es uns genügen, sein Leben und Dichten als ein Ganzes anzuschauen.

Klopstock hat von Dichtern und Laien die widersprechendsten Beurteilungen erfahren. Gewiß aber ist: seine Poesieen, besonders der „Messias“ nehmen zu seiner Zeit die erste Stelle so auf dem Bücherbrett, als erst recht in den Herzen der Deutschen ein. Er hat gelebt wie ein Fürst unter den Dichtern, und ist bestattet einem Könige gleich. Wir urteilen, daß sein ganzes Dichten, mit seinen Vorzügen, wie mit seinen Mängeln, sich darstellt als ein **monumentum Germaniae**, als ein großes, ehrwürdiges, der Ehre des deutschen Volkes und Namens geweihtes Monument.

Indem er so deutsch, so tief und so wahr dachte und dichtete, ist er epochemachend in dem Gebiet der Dichtkunst und in dieser auch für die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins. Aecht deutsch, der tieferen Wesensanlage des deutschen Elementes entsprechend, ist seine innige Frömmigkeit; seine zärtliche Freundschaft; sein Lob der Liebe; seine heitere Freude an der Natur; deutsch ist, was er von Würde, Ruhm und Ehre singt; deutsch seine patriotische Begeisterung, sein Zorn gegen die Feinde des Vaterlandes; ganz deutsch ist auch seine gemütvolle Weichheit und die oft schwermütige Weise seines Sanges. In dem Allen aber erscheint Klopstock als ein Dolmetscher der Gefühle der deutschen Volksseele, und auch wieder gleich als ihr Vorsänger im höheren Chor; überhaupt als einer, der durch seinen Sang, ob ernst, ob heiter, ob religiös,

oder national, — weil er in allem so deutsch ist, — in der Volksseele das nationale Selbstgefühl und Ehrbewußtsein belebt, und in den Einzelnen, wer seine Poesieen auf sich wirken ließ, das Gefühl für das Wahre, Schöne und Gute erweckt und den Kultus desselben gefördert hat.

Indes läßt sich, ähnlich den Erscheinungen von Ebbe und Flut, in dem Culturleben der Völker ein Aufsteigen und Herabsinken der bewegenden Kräfte beobachten. Von der Höhe nationaler Begeisterung und lebendigen Ehrgefühls verfällt ein Volk in die Energielosigkeit stumpfsinniger Verzweiflung; von den Höhen der Wissenschaft in Charlatanismus; in die Knechtschaft des Aberglaubens; von der Höhe dichterischer Empfindung in's Alberne; — es lehrt die Richtigkeit des Wortes: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“.

Zu welcher Höhe des Empfindungslebens einer schönen Seele Klopstock sich erhoben hatte, es gab solche, welche den Meister schlechterdings hierin übertreffen wollten.

Die Sucht hiernach wurde gleichsam endemisch in dem sogenannten Hainbund; wenigstens sind die meisten Mitglieder desselben von den Symptomen dieser Krankheit nicht frei. Die Weichheit und Zartheit Klopstocks artete bei diesen bald aus in ein ungesundes elegisches Zerfließen in Gefühlen und Stimmungen.

Die gesunde Naivität muß verloren gehen, und damit die naturwüchsige Kraft Leibes und der Seele, sobald dem Subjectiven, wie dies hier geschah, ein

Übergewicht gegenüber dem Objectiven eingeräumt wird, die Empfindung einseitig ein Übergewicht erhält über das gesund und kräftig erhaltende Streben. Die Folgen solcher ungesunden, disharmonischen Seelenverfassung können nicht ausbleiben: verzückte Schwärmerei oder affectlose Kopfhängerei; triste Resignation, pessimistischer Weltschmerz, kurz, der moralische Jammer, das sind die natürlichen Folgen derartiger Überspannung. Männlichkeit und Tatkraft, Würde und Ehrgefühl kann bei solch krankhafter Störung der Harmonie der Seele, des sittlichen Gleichgewichts, eine Stelle nicht mehr haben.

Man fragt sich, wie es möglich geworden, daß solche Erscheinung zu Tage treten konnte? Manche Ärzte unserer Zeit behaupten, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß durch die Vorliebe für das vornehm sein sollende Dunkel und Schattige der Wohnung das Auge ungünstig beeinflußt, und dadurch neben anderen Ursachen die Hysterie und Nervosität unserer Zeit mit erzeugt werde. So ist es damals eine Zeit der Thränen und Rührungen, der sentimentalen Übernommenheit, neben anderen Ursachen wohl mit aus dem Grunde, weil das Volksleben einerseits durch den Despotismus der Regierenden entmannt, auf der anderen Seite in Consequenz einer vielfach falsch-pietistischen Weltanschauung eines hinreichend kräftigen Selbstbewußtseins ermangelte; es waren das gewissermaßen die schattengebenden Vorhänge, welche die Sonne der Freiheit und Vernunft hinderten, ihr Licht in die Volksseele hineinzuwerfen, daß ein männliches Selbstvertrauen, Selbstachtung und Ehrgefühl in allen hätte emporwachsen können.

Man hat für diese weinerliche, thränenreiche Art Bodmer verantwortlich machen wollen, insofern diese ungesunde Sentimentalität aus der Überspannung des Gefühlvollen und Tiefsinnigen in der englischen Dichtkunst hervorgegangen sei. Ohne Einfluß ist auch dieser Umstand gewiß nicht gewesen; dagegen bleibt festzuhalten daß die Anlage hierzu überhaupt in dem germanischen Stamm zu liegen scheint; die aber richtig geleitet und erzogen, um mit Schiller zu reden, zu dem Strengen das Zarte, dem Starken das Milde paart. Hier fehlte offenbar diese Art der Erziehung; vielleicht, wäre man dem Philosophen Wolff mit seiner Pflichtenlehre besser gefolgt, so hätte das diese krankhaften Neigungen paralysieren können.

Für die Erziehung des individuellen und des nationalen Ehrgefühls bieten darum die Männer des Hainbundes wenig oder nichts. Wir haben dieser Richtung auch nur darum eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, um auch auf dem Grunde des Gegensatzes desto deutlicher herauszustellen, was es mit der Erziehung des Ehrgefühls auf sich habe und von welcher Beschaffenheit diejenigen sein müssen, welche in dieser Beziehung dem Einzelnen, wie dem Ganzen nützen wollen.

Zwar wollten auch die „Barden" auf das nationale Gefühl wirken; aber es war dem schon damit der

Stempel der Unfruchtbarkeit aufgedrückt, daß sie zur Illustrierung die nordische Mythologie einführten, deren Kenntnis gering und für die Meisten unverständlich war. Vor allen Dingen ließ aber auch in dieser Liedergattung, — „Skaldenpoesie“ genannt —, die Überschwenglichkeit eine fördernde Einwirkung kaum zu. —

Wir reihen hier gerade in unserer Betrachtung den Philosophen Chr. Wolff ein, weil aus dem Gegensatz zwischen der Zügellosigkeit und Ausschweifung des Gefühlslebens jener „Barden“ und der nüchternen, streng methodischen Aufstellung und Begrenzung der Pflichten durch Wolff auch das nationale Verdienst dieses Mannes um so mehr hervortritt. Jedenfalls hat Wolff's praktische Philosophie, ganz abgesehen von den Gefühlsverirrungen einer späteren Zeit, viel dazu beigetragen, daß jene Ausartung doch immer nur auf einen gewissen Kreis innerhalb der Nation beschränkt blieb; im Übrigen aber durch diese Philosophie das individuelle Ehrgefühl und Selbstbewußtsein auf die Übereinstimmung des Individuums mit den Pflichten gegen sich selbst fester als bisher begründet wurde.

Man hat Wolff in dieser Hinsicht den „logischen Schulmeister des deutschen Volkes“ genannt, wie ihn Kant als den Urheber des Geistes der Gründlichkeit bezeichnet.

Windelband (in seiner Geschichte der neueren Philosophie) sagt von Wolff's Philosophie: „sie gewöhnte die Menschen an logische Sauberkeit, an eine

methodische Anordnung ihrer Gedanken und an eine reinliche Prüfung ihrer Erkenntnisse“. Damit ist zugleich ihre Wichtigkeit für Erreichung und Darstellung überhaupt der inneren Harmonie, wie der Würde und Ehre des Menschen anerkannt; denn ein wesentliches Erfordernis der Harmonie ist die Ordnung innerhalb des Denkens, Fühlens und Wollens; die feste Ordnung hierin ist aber auch dasjenige, was für den sicheren Besitz innerer Würde und Ehre des Menschen als unumgängliche Bedingung erscheinen muß. Alle Unordnung in diesen Gebieten beraubt ihn der Ehre sowohl als eines vernünftigen, als auch eines moralischen Wesens, und kennzeichnet das Übrigbleibende als entweder vernunftlos oder sittenlos d. h. aller Menschenwürde ledig.

Ein nicht geringes Verdienst dieses Philosophen und eine Stärkung des deutschen Selbstgefühles, des nationalen Ehrbewußtseins dürfen wir zu dem darin erkennen, daß er als der erste, „die Philosophie deutsch reden gelehrt“, was sie seitdem nicht wieder verlernt hat. Ihm, nächst Leibniz, von dem der Anstoß hierzu ausgegangen ist, gebührt das Verdienst, die deutsche Sprache für immer zum Organ der Philosophie gemacht zu haben.“ — Seine Philosophie des Weiteren darzulegen, dürfen wir uns überhoben erachten, in sofern dieselbe im Wesentlichen sich an die philosophischen Gedanken von Leibniz anschließt, und was von jenen gesagt ist, im allgemeinen auch von der Wolff'schen Philosophie zu gelten hat.

Wie leicht übrigens die Poesie bei sonst gutem Willen zu ergötzen und zu nützen, wenn der Dichter der Zucht des formalen, geordneten Denkens, wie es Wolff haben will, entbehrt, auf Irrwege geraten muß, zeigt sich z. B. auch bei Geßner, der, um das Ideal innerer und äußerer Harmonie des Menschenlebens darzustellen, sich eine Welt der Unschuld konstruiert, und dabei nicht bemerkt, daß eine solche, weil alle Fühlung mit dem praktischen Leben fehlt, nicht ein Ideal, sondern ein Utopie ist. Damit aber ist naturgemäß eine erziehliche, sittliche Einwirkung solcher Dichtungen auf das individuelle, oder das nationale Leben sogleich ausgeschlossen.

Einen kräftigen Gegensatz hierzu bildet Justus Möser (1720—1794) zu Osnabrück. Aus seinen „patriotischen Phantasieen" ist „die Spinnstube", eine Osnabrückische Geschichte, besonders ansprechend. Nicht aus Abstraction gewonnene Unschuldsmenschen, sondern, zwar „unverdorbene, aber unverstellte", Originalmenschen von Fleisch und Blut will Möser darstellen, und in ihnen, indem er dabei besonders die landbauenden Kreise im Auge hat, dem Volke zeigen, wo es eine der Wurzeln seiner Kraft, seines Glückes und seiner Ehre zu suchen hat. So hat er, entgegen dem zärtlichen Pathos Geßners, gewissermaßen die That antizipierend, der Goethe'schen Forderung „greift nur hinein in's volle Menschenleben!" entsprochen.

Bezeichnend für ihn ist, um nur das eine hervorzuheben, wie er darauf denkt, auch die im niederen, dienenden Stände, insonderheit das Gesinde, zur Erkenntnis der auch diesem Stande zukommenden sittlichen Würde, und in solcher zu einem lebendigen Ehrgefühl, zu den Pflichten eines tugendhaften Lebens zu erziehen.

So läßt er in der „Spinnstube" den Haus- und Familienvater sagen: „Ich erniedrige mich nicht zu ihnen" (nämlich zum Gesinde); „ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeuge, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser, als andern die Furcht vor dem Zuchthause".

Damit hat er gewiß Recht, und es wird jedem, der ein Herz für die unteren Volksklassen hat, aus dem Herzen gesprochen sein. Der deutsche Hausvater und die Frau des deutschen Hauses mögen daraus zugleich erkennen, welche Aufgabe und Würde ihnen selbst in ihrem kleinen Kreise damit geworden ist, in solcher Erziehung der dienenden Leute das persönliche Ehrgefühl zu wecken, und so ihrerseits in mittelbarer Weise an dem Aufbau auch der nationalen Würde und Ehre überhaupt mit zu wirken.

Wie von Möser hier die unteren Volksschichten in's Auge gefaßt wurden, so richtet Georg von Zimmermann, sein Zeitgenosse, das Augenmerk auf die Zustände des bürgerlichen Mittelstandes und seines Ehrgefühls, besonders gegenüber einem, damals offenbar mehr hervortretenden Dünkel und Adelstolz. Als höchst

nutzbringend für die Gewinnung von Charakterstärke, Mut und eines von falschem Ehrgeiz entfernten Gefühls persönlicher Würde und Ehre empfiehlt er die ländliche Einsamkeit mit ihrer Beschäftigung, wie mit ihrer Muße zum Nachdenken über den Wert oder Unwert der Dinge.

Mag auch manche seiner Behauptungen zu weit gehen, da offenbar auch das bekannte „es bildet ein Talent sich in der Stille, und ein Charakter in dem Strom der Welt" seine starke Berechtigung hat; — an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, in der er auf die Hebung des Wertes und der Würde, besonders der bürgerlichen Ehre ausgeht, dürfen wir nicht zweifeln, wenn wir seinen Ausruf lesen: „Bürgerlichen Mut immer mehr in deutschen Herzen zu entzünden, ach, dies ist eine Begierde, die man gewiß einem Schriftsteller verzeiht, der in deutscher Sprache über Einsamkeit schreibt, und die mir also auch erlaubt, hier alles gerade vom Herzen weg zu sagen, wie ich es fühle, und wie es ist". An Deutlichkeit in dieser Hinsicht läßt er denn auch kaum zu wünschen übrig: „von der abergläubigen Verehrung für die Vorrechte der Geburt", welche „die Ehre des Menschen verdrängt", von der dünkelhaften Betonung des Standesunterschiedes und der unwürdigen Sucht niedriger Seelen nach Gunst und Gnadenbezeugung trotzdem, fürchtet er einen „ewigen Stolz" auf der einen, einen „ewigen Neid" auf der andern Seite, bis sich denn auch der Unedle, ohne daß er „kecker und edler denkt und handelt", „einen Adelsbrief für drei-

hundert und zwanzig Thaler kauft"; — „dies alles", schließt er, „erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines inneren Wertes, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstert". . . . .

Wo die wahre Würde und Sicherheit des Selbstgefühls vorhanden ist, welches die Bescheidenheit nicht ausschließt, sondern fordert, da werden auch die Stände in gegenseitiger Anerkennung und Hochachtung der einem jeden zukommenden sittlich berechtigten Vorzüge und Ehren sich begegnen; anstatt sich gegenseitig herabzusetzen, vielmehr bemüht bleiben, die persönliche, die Standes-, die Volksehre immer mehr in Wort und Wandel sittlich zur Erscheinung zu bringen; und so wird das ganze Volk, von dieser Idee getragen, in dem glücklichen Bewußtsein der Solidarität dieser sittlichen, idealen Interessen; im Selbstgefühl vereinter Kraft und gemeinsamer Ehre, geachtet und geehrt nach Innen und nach Außen sein, denn, und darin hat von Zimmermann Recht: „ein kraftloses, unfähiges Geschöpf ist der Mensch, der sich selbst nicht fühlt" . . . . .

Wir schließen mit der Betrachtung dieser Zeit, indem wir uns jetzt noch Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) zu wenden.

Es läßt sich nicht verkennen, daß neben den auf die Darstellung des Wahren, Schönen und Guten gerichteten Bestrebungen innerhalb des Volkslebens, sei es in Religion, in der Politik, oder in der Wissenschaft und Kunst, wie ein Schatten die Bestrebungen des

Gegenteils davon einher gehen. Einer, der solchen Schatten in diese Zeit wirft, ist Wieland; und seinen Spuren sind viele gefolgt. Wir nennen ihn auch hier nur um des Gegensatzes willen mit dem edlen, sittenreinen, ernsten und echt deutschen Lessing.

Die auf die dichterische Darstellung des Sinnlichen und, um es milde zu sagen, des zweideutigen ausgehende Art Wielands wurde von einigen seiner Gesinnungsgenossen und Nachahmer fast bis zur Darstellung des geradezu unsittlichen und Obscönen gesteigert. Ein dem Idealen abgewandter Materialismus macht sich vielfach breit, der, wie bei Heinse, dem Verfasser der „glückseligen Inseln" und das „Ardinghello", die Aufgabe des Menschen lediglich noch in den sinnlichen Genuß setzt, und damit eine Gemeinschaft anstrebt, welche von derjenigen, wie die Sozialisten der unlautersten Sorte in unserer Zeit sie erträumen, kaum verschieden erscheint.

In Lessing dagegen tritt uns ein Mann entgegen, der im Kampfe um's leibliche und, wir können auch sagen, im Kampfe um's geistige Dasein herangereift ist zu einem in sich gefestigten Charakter, der den Dienst des Wahren und Schönen und Guten als seinen Ehrendienst erkoren, der wahres deutsches Wesen, gute deutsche Sitte und die alte deutsche Ehrenhaftigkeit hochgehalten, und seinem Volke als ein Panier voran getragen hat.

Seine Verdienste um die deutsche Sprache, wie auch um das deutsche Theater bedürfen unserer Worte

nicht. Seine Werke, seine Darstellungen von Mannhaftigkeit, Wahrheit, Würde und Ehre in den Charakteren seiner Stücke sind hinreichend Zeugen seines Werkes, und seines ächten Deutschtums. Schon die Prinzipien, nach welchen er in seinen „Litteraturbriefen" die Erzeugnisse auf dichterischem Gebiet beurteilt wissen will, legen Zeugnis davon ab, wie das Interesse gerade für die deutsche, nationale Art und Empfindung ihm oberstes kritisches Gesetz ist, wenn er sein Urteil abhängig macht von der Beantwortung der Fragen: ob der Gehalt des Werkes an und für sich ein wirklich poetischer sei; ob er in der ihm zu Teil gewordenen Behandlung der deutschen Natur zusagen könne, mit der uns eigentümlichen Anschauungs-, Gefühls- und Denkweise übereinstimme, und ob endlich das Werk nach Gehalt und Form ein schönes, in seinem Organismus von ihm innewohnenden Gesetzen durchgängig bestimmtes Ganze darstelle?"

„Hauptsache ist ihm": „Säuberung unserer Litteratur von allem Undeutschen, Unschönen, Unedlen .... die Wiedererweckung des Volksliedes, die Forderung einer wahren von Frankreich unabhängigen Nationaldichtung."

Freytag, (Technik der Dramen) sagt von Lessing als Dramatiker: „Er ist ein Meister in der Darstellung solcher Leidenschaften, wie sie sich in einem bürgerlichen Leben äußerten, wo das heiße Ringen nach Schönheit und Adel der Seele so wunderlich neben rohem Egoismus stand."

Was die Seele adelt, und ihr die wahre Schönheit verleiht, das zeigt der Dichter im „Nathan“. Wenn sonst der religiöse Wahn als unheilbar gilt, so sind religiöser Fanatismus und Zelotismus gewiß unter die gefährlichsten Leidenschaften zu rechnen, als diejenigen, welche der Menschenseele am meisten Abbruch thun, ihre Schöne in die widerlichste Häßlichkeit verkehren können. Bruderliebe und Nächstenliebe als Frucht der Religion, edle Humanität und nachsichtige, freundliche Duldsamkeit mögen dagegen auch den häßlichsten Menschen liebenswürdig und schön erscheinen lassen.

Egoismus aber, den Freytag nennt, ist der Tod aller Liebe; und wir stehen nicht an, auch das Fanatische und Zelotische am Menschen als eine Art geistlichen Egoismus zu bezeichnen, der oft genug, — selbst im Namen der Religion, das Größte und Höchste, was die Religion darbietet, — die Liebe ertötet.

Den Grundgedanken der Tendenz des Nathan finden wir schon mit in dem biblischen Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Schnorr von Carolsfeld hat in seiner bildlichen Darstellung dieses Gleichnisses mit Recht dem Priester und Leviten häßlichere Züge gegeben, während er das Antlitz des Samariters von der milden Schönheit barmherziger, schonender Liebe auch dem Andersgläubigen gegenüber verklärt sein läßt. Jedenfalls aber sind die äußeren widerwärtigen Züge nicht bloß nach der Auffassung des darstellenden Künstlers, sondern, unter solchen Voraussetzungen auch sonst im Leben, in der That der notwendig hervor-

tretende Ausdruck der Totenstarre eines Herzens, das im Egoismus erstorben ist, — um mit Haller zu reden: „ein unerträglich Bild der eigenen Häßlichkeit“, so Außen wie Innen. — Weder Standesunterschied noch Unterschied des Volkes, noch religiöses Bekenntnis soll die Menschen scheiden, welche als Brüder untereinander zu leben und zu streben berufen sind. Man nehme der schönsten Rose den Duft, so ist ihre Schönheit doch nur ein Rest; man entkleide die Menschenseele der Liebe, welche wahre Religiosität wirkt, und alle ihre übrige Schönheit ist auch nur ein Rest, und damit auch ihre Wertschätzung und ihre Ehre. —

Mit seinem „Nathan“ ist Lessing von damals bis heute in seinem Einfluß auf das nationale Denken und Fühlen in Hinsicht auf religiöse Überzeugungen von weittragender Bedeutung, und wird es auch bleiben, trotz alles Widerspruchs, so lange als es noch gilt, zu erweisen, daß Christentum und wahre Humanität einander nicht ausschließen, sondern gegenseitig sich bedingen; wahre Humanität vielmehr des wahren Christen Schmuck und Ehre ist.

Ebenso wirkungsvoll wie national sind heute noch die Charaktere in Lessings „Minna von Barnhelm“. Kerndeutsch sind darin die Züge von Liebe und Treue, von aufopferungsvoller Freundschaft, von Männlichkeit und Ehrgefühl. Wie weit ist das prächtige Ehrgefühl des Tellheim entfernt von dem empfindlichen Dünkel des Bettelstolzes; wie edel, ohne allen Eigennutz ist sein Opfermut; wie wahrhaft seine Gewissenhaftigkeit!

Wahrlich, so lange das deutsche Volk an solchen Charakteren noch Freude hat, werden auch Ehre und Ehrgefühl sein eigenstes nationales Erbstück sein, und es wird dem Dichter Dank wissen, der es durch die Darstellung solcher Charaktere mit dazu erzogen! —

Indem wir eine Besprechung der übrigen Geisteshelden und Volkserzieher dieser und der folgenden Zeit, den nächsten Blättern vorbehalten, schauen wir, dieses und das vergangene Jahrhundert vergleichend, zurück. Was wir bemerken, ist, kurz zusammengefaßt: Eine Entwicklung, ein größerer Reichtum in dem, was den Besitz der Ehre und die Erziehung des Ehrgefühls anlangt, sowohl des individuellen, als auch des nationalen, ist nicht zu verkennen; was davon vorhanden war in dem Jahrhundert vorher, das lag, wie wir sagten, der Glut unter Asche vergleichbar, zwar von treuen Herzen und Händen behütet, noch verborgen; doch aber sahen wir in dem Jahrhundert des Großen Friedrich schon lichte Flammen herausschlagen, glückverheißende Vorzeichen einer schweren, aber darin glorreichen Zeit, weil in ihr deutsche Ehre, deutsches Ehrgefühl nicht mehr ein Besitz und Vorzug einzelner, sondern bewußtes Gemeingut aller Deutschen ist.

Friedrich der Große war zu seinen Vätern versammelt. Er, der so lange durch seinen Geist und seine Thaten seiner Zeit einen Inhalt, der durch seine Pflichttreue und seine Aufopferung im Dienst des Staates dem persönlichen Ehrbewußtsein eine sichere Norm gegeben, durch seine Siege das Nationalgefühl aufgeweckt; der die Dichter zu Herolden seines Ruhmes begeistert, dessen Geist die Einzelnen berührt, gekräftigt und erhoben bis in die Hütte des gemeinen Mannes, — er war als der „stille Einsiedler von Sanscouci“ aus dem Leben gegangen. Mochte er auch in den einsamen Tagen seines Greisenalters mehr und mehr die lebendige Fühlung mit der Volksseele verloren haben; für diese blieb doch auch trotzdem und nach seinem Tode, wie einst den Thebanern ihr Leuktra und Mantinea, das Andenken seiner herrlichen Thaten, als ein kostbares Vermächtnis, ein geistiger Schatz, aufzubewahren als eine Zuflucht in der Not kommender Zeiten. Und diese Zeiten sollten nicht ausbleiben.

Noch erfreute sich das Vaterland der Ruhe des Friedens; ein Gefühl behäbiger Sicherheit ist der früheren Unruhe gefolgt; man baut das Leben mit Muße aus. Nach der Zeit großer Thaten ist es wie etwas Kleinstädtisches, was der Zeit ihr Gepräge giebt.

Da aber erscholl von Westen her, von woher wohl manches Schöne, aber noch mehr Unheilbringendes gekommen, die Sturmglocke der Revolution. Die Aussaat früherer Zeiten war dort aufgegangen.

Seit Diderot, Helvetius, Rousseau, Voltaire u. A. war dem französischen Volk eine Fülle neuer Ideen gekommen, und die Erziehung des Volkes war nicht hinreichend gewesen, daß ein gereiftes Geschlecht in Besonnenheit die hohen Gedanken von den Menschenrechten in die Wirklichkeit umgesetzt hätte. Die Folge war der gewaltsame Umsturz alles Bestehenden — die Revolution. Die materialistische Richtung der französischen Philosophie kondensierte sich, sozusagen, in der Revolution zu dem rohesten Cynismus entfesselter Leidenschaft: alle Ideale wurden mit Füßen getreten; der Höhepunkt der Entwürdigung des Göttlichen und Menschlichen zugleich erreicht, als man eine feile Person als „Göttin der Vernunft" einsetzte.

Es trat hier wie öfter der Fall ein, daß hohe Gedanken bevorzugter Geister, unvorsichtig in die Masse des Volkes gebracht, in ihrem Niederschlag vielfach ein Resultat des Gegenteils bilden von dem, was der ursprüngliche Gedanke wollte. Die alte Wahrheit von dem Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht los wird; zugleich auch die stete ernste Mahnung an die, welche zu Erziehern des Volkes berufen sind, ihrer hohen Verantwortlichkeit für den Frieden der Volksseele, für das Glück, die Würde und Ehre der Gesammtheit sich bewußt zu bleiben.

Daß das deutsche Volk einen solchen Verlust an Würde und Ehre nicht zu beklagen hat, daß es vor solcher Selbsterniedrigung bewahrt geblieben ist, das dankt es nebst dem Besitz seiner besonderen Geistes- und Gemütsanlagen wieder den treuen Freunden, die seine natürlichen Anlagen ausbildeten und erzogen, daß es reif genug wurde, aus jenem Umsturz im Laufe der Zeiten sich das als Gewinn zu nehmen, was zur Erhöhung seiner eigenen Lebenskraft dienen konnte.

Schon Leibniz („Nouveaux Essais sur l'entendement humain") hatte gleich einem warnenden Seher von dem Beginn seines Jahrhunderts aus auf das Ende desselben geweissagt: „daß mit dem Sturze des Glaubens an eine wachende Vorsehung der Verfall der großartigen Gefühle, die das Leben der Altvordern verherrlicht habe — mit dem Aufhören der Furcht vor göttlichen Strafen die Entfesselung aller Leidenschaften und die Herrschaft einer Sinnesart und Denkweise eintreten werde, welche die Menschen geneigt und fähig machen werde, zu ihrem Vergnügen, oder zu ihrem Vorteile die Welt mit einer Sündflut von Blut zu überschwemmen, oder sie an allen vier Ecken anzuzünden." „Vielleicht wird man", hatte er gesagt, „diesem Übel dadurch vorbeugen können, daß man sich rechtzeitig bessert; wenn dies aber nicht geschieht, und das Verderben zunimmt, so wird die Vorsehung selbst die Menschen durch die daraus hervorgehende Revolution bessern: denn was auch immer kommen möge, so wird jederzeit am Schlusse der Rechnung Alles im Allgemeinen zum Besten sich kehren, obgleich dies nicht ohne die Züchtigung derjenigen geschehen kann, welche das Gute nur durch schlechte Handlungen gefördert haben."

Daß indes die damalige Kirche, besonders gegen das Ende des Jahrhunderts hin mit ihrem verwässerten Nationalismus hier vorbeugend oder gar bessernd gewirkt hätte, ist nicht der Fall. Zu dem sagt G. Freytag von der Zeit gegen die Wende des Jahrhunderts in Bezug auf die höheren Volksschichten: „die Naturen waren wenig zum Grübeln geneigt, in der Regel nicht durch schwere Gewissensbisse beunruhigt, auch das Ehrgefühl war dehnbar, doch mußten gewisse Rücksichten beobachtet werden“ .... „die Masse des Volkes im Reiche lebte still vor sich hin. Der Bauer that seine Dienste, der Bürger arbeitete. Beiden war es ärger gegangen als gerade jetzt, es war kein schlechter Verdienst im Lande“. Und in politisch-nationaler Beziehung kennzeichnet derselbe Kulturhistoriker die Zeit mit den Worten: „was die gebildeten Deutschen drückte, waren nicht vorzugsweise die Laster des alten Feudalstaates, es war ihre politische Nichtigkeit, die Unbehilflichkeit der Reichsverfassung, die Empfindung, wie sehr der Deutsche durch ein vielgeteiltes Regiment zum Philister geworden sei“.

Die Gefahr war vorhanden, daß bei solcher „Dehnbarkeit des Ehrgefühls“ im Einzelnen; bei der für Höheres weniger interessirten, behäbigen Ruhe des Bürgers und Bauern; bei dem unbefriedigenden Gefühl „politischer Nichtigkeit“ auf der einen Seite das individuelle, wie das nationale Ehrgefühl überhaupt verloren gehen, andererseits durch den Vergleich mit dem immer mehr in Aufregung geratenden poli-

tischen Leben des westlichen Nachbarn die Deutschen selbst in den Strudel der überstürzenden Neuerungssucht und Emanzipation, in die Revolution hineingerissen werden konnten.

Daß aber das eine erhalten, das andere vermieden wurde, das machte die vorangegangene Schulung des Geistes, welche das Volk durch Friedrich den Großen mit seinen Preußen erhalten hatte; und von der anderen Seite vornehmlich der Einfluß der Männer, von denen unter den Dichtern deutscher Zunge Herder, unter den Philosophen Immanuel Kant die neue Reihe eröffnen.

Bisher hatten Leibniz und Wolff die Willensfreiheit wohl als einen Bestandteil der Würde des Menschengeschlechts hingestellt, doch aber war ihnen die Freiheit des Willens mit einem diesem entsprechenden sittlichen Handeln noch das Mittel zur Erlangung einer relativen Glückseligkeit, je nach dem Maße der hierbei obwaltenden Selbstprädestination des Subjektes, oder seiner Determination überhaupt.

Kant dagegen erhebt das sittliche Leben zum „Selbstzweck“, womit die sonst bestehende Nützlichkeitsmoral vollständig ausgeschlossen, das Streben veredelt, überhaupt die menschliche Würde gehoben wird. Indem zugleich ferner dem Sittengesetz, gegenüber dem Subjectivismus der eigenen Entscheidung, eine allgemeine Gültigkeit zugeschrieben wird, hat das eigene „Belieben“ einen Ort nicht mehr, in welchem sonst die Gefahr des Egoismus resp. eines niedrigen Eudämonismus, ande-

rerseits die Gefahr einer ungebundenen Schrankenlosigkeit liegen konnte. Nicht der Eudämonismus darf Motiv unseres Handelns sein, sondern die Vernünftigkeit des Zweckes. Insofern aber das Individuum vermöge des kategorischen Imperativs, mit Vermeidung der Heteronomie in dem Dienst anderer Zwecke, ausdrücklich dem allein Vernunftgemäßen folgt, ist es frei und autonom. Hiermit aber gelangt der Mensch aus dem „Sollen" des kategorischen Imperativ zu dem freiheitlichen „Wollen" resp. Können, indem das Sittengesetz „uns unserer Freiheit versichert: „Du kannst, denn Du sollst."

In dieser Weise ist offenbar, daß die Sittlichkeit einen größeren Wert erhält, das Pflichtgefühl ein freudigeres und darum intensiveres werden muß.

Die nachfolgenden Zeiten, die Zeiten der Erniedrigung unseres Volkes unter Napoleon I., sowie erst recht die Zeit der Befreiungskriege hat dargetan, was für Charaktere im Verein mit den übrigen Lebensbedingungen die Kant'sche Philosophie zu bilden im Stande ist: wie durch sie die individuelle und auch die nationale Lebenskraft erhöht und, in einem durch dieselbe geläuterten Begriff der Pflicht und Freiheit, mit der Energie freudigster Selbsttätigkeit, dem Einzelnen wie der Gesammtheit das Bewußtsein der wahren, unvergänglichen Ehre vermittelt wird.

Das ist aber nur möglich, wenn das sittliche Leben nicht zu einem Mittel herabgesetzt wird, sondern in sich selbst seinen einzigen, notwendigen und allgemein gültigen Zweck bildet. Es bedarf kaum weiterer Aus-

führung, um darzutun, von welcher Bedeutung diese Philosophie, welche besonders von Fichte selbständig weiter gebildet ward, in der Dichtkunst besonders durch Schiller ihren Verkündiger gefunden hat, für die Erziehung des Ehrgefühls bei dem Einzelnen, wie bei dem ganzen Volke werden mußte, es auch tatsächlich und bis auf den heutigen Tag geworden ist.

Zu den Füßen des großen königsberger Philosophen hat Herder gesessen. Dieser gehörte den Jahren und der Zahl unserer Dichter an, für welche der Name „Sturm- und Drangperiode" allgemein geworden ist, welche als solche gewissermaßen ein Vorspiel der politischen Revolution im litterarischen Gebiet bildete. Unverkennbar ist bei dieser extravaganten unter allen Perioden der Litteratur der Einfluß Rousseau's. Durch seine Anregungen wurde der Kontrast zwischen Ideal und Wirklichkeit offenbarer, und dies rief bei den Dichtern dieser Periode eine fast in's Extreme übergehende Abneigung gegen die tatsächliche Wirklichkeit hervor mit der positiven Forderung, nach dem Vorgange des Genfer Philosophen möglichst zu der Einfachheit der Urzustände der Menschheit zurück zu kehren. Man sehnte sich, zumal die Kirche leider in ihrer Verflachung dem Gemüt eine Befriedigung nicht bot, nach dem kindlichen Glauben früherer und frühester Zeiten, nach der alten Einfachheit auch der Sitten. So entwickelte sich eine Opposition gegen alles gegenwärtig bestehende, und die Gefahr, daß die von diesen Ideen erfüllten Geister auf dieser Bahn

forteilend, verderblich wirken konnten, lag nahe genug.

Gottfried Herder war es, der gleichfalls von diesen Ideen berührt, dieselben im Gegensatz zu den eigentlichen „Stürmern und Drängern“ mit Ruhe und sinnigem Ernst aufnahm. Er hatte zuerst den Gedanken einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, entsprechend dem Bildungsprozeß des Individuums. Wie das Menschheitsideal in Bezug auf das Individuum als das harmonisch abgeschlossene Sein in der eigenen Persönlichkeit sich darstellt, so will Herder universalistisch die Betrachtung ausgedehnt wissen auf die Völker der Erde, indem er ein Erfassen alles dessen erstrebt, was die Menschheit als Ganzes angeht.

Der Gewinn bei solcher Art der Betrachtung ist die Erkenntnis, daß trotz aller Gegensätze und Disharmonieen das Menschengeschlecht als ein großes, harmonisches Ganze zu begreifen ist, in welchem sich eben jene mannigfach zu Tage tretenden Widersprüche auflösen; — eine Betrachtung, welche den Beschauer nicht blos mit einem Gefühl der Ruhe, sondern zugleich mit dem Gefühl einer hohen Würde erfüllt. In dem Ganzen der Menschheit nämlich hat sich der Einzelne, wie auch ein einzelnes Volk als ein dienendes, in allem aber zugleich als ein durchaus notwendiges Glied zu erkennen, und das ist es, was das Gefühl der Würde und Ehre bei dem Einzelnen wie in einer ganzen Nation erheben und festigen muß.

In dem Bestreben, dies zu gewinnen, wie dies in

seiner „Philosophie der Geschichte der Menschheit“ geschieht, gleicht Herder mit allen denen, welche hierin seinen Spuren gefolgt sind, der fleißigen Biene, die aus jeder Blüte Honig saugt. Was edel, was schön, was wahr, was gut ist, unter welchem Volk, unter welchem Himmelsstrich erwachsen; in der Sorgfalt ächter Menschenliebe, in dem Bestreben, alle Lücken auszufüllen, gesucht, — es kann und soll nur dazu dienen, den eigenen und zugleich wieder allgemeinen Besitz an idealen Gütern zu vermehren, die harmonische Ausbildung in dem einzelnen wie bei dem Ganzen herzustellen.

Es verhält sich, wie wir meinen, bei dieser Auffassung ähnlich wie in dem Verhältnis einer wahren Freundschaft. In dem ungehinderten Einblick, in dem verständnisinnigen Eingehen, in dem Sich-Einleben der einen Seele in die andere —, darin liegt die Kraft der Entwicklung, welche zu gegenseitiger, und in ihrem Ziele gemeinsamer, Weiterbildung, zu innerer Vertiefung des einen durch den andern hinführt; und so muß die Beschäftigung in der denkenden Betrachtung über das Ganze der Menschheit, über die Völker nach ihrem Lieben und Hassen, nach ihren Leiden und Freuden, auf den Einzelnen, Weisen oder Dichter nicht bloß, sondern auf die ganze Volksseele nach Kultur und Sitte zurückwirken: veredelnd, die Schärfen nehmend, ausgleichend, mit einem Wort: harmonisch, mit dem Ziele der Erziehung und Entwicklung der ganzen Menschheit zu ihrem Ideal, zu dem Höhepunkte ihrer Würde und ihrer Ehre.

Dies gefunden zu haben, ist es, was Herder so groß als Denker erscheinen läßt, aber auch seine hohe Bedeutung für die Förderung und Erziehung des individuellen, wie des allgemein menschlichen Bewußtseins der Ehre und Würde in's helle Licht stellt.

Nicht weniger verdienstlich um die Hebung der Würde und Ehre des Volkslebens in besonderem deutschnationalen Sinne tritt Herder vor uns mit seinen „Stimmen der Völker in Liedern". Sehr treffend hebt dieses Verdienst Vilmar hervor: „es wurde nunmehr wenigstens unmöglich gemacht, das „gemeine Volk", wie bisher, als eine rohe, dumme Masse zu verachten, unmöglich, die gelehrte Poesie, ja unmöglich, die Wissenschaft überhaupt als das ausschließlich berechtigte, als das unbedingt den Vorzug verdienende Lebens- und Kulturelement ferner noch in der Weise wie bisher geltend zu machen: es wurde Achtung vor dem geistigen Leben des Volkes und vor den Rechten dieser geistigen Lebenselemente angebahnt" .....

Noch werfen wir einen Blick auf Herders eigene Dichtungen. Eine besondere, schöpferisch-dichterische Gabe war ihm nicht verliehen; in seinen Poesieen schlägt er meist einen didaktischen Ton an. Indes sehen wir wie bisher von der Form der Dichtung ab und suchen lediglich den Beweis zu erbringen, wie Herder auch in seinen Liedern, Legenden ꝛc. das hohe Ziel vor Augen hat, die Volksseele zu erziehen und den Begriff wahrer Ehre darzulegen.

Der Jugend preist er die Ehre rühmlicher Thaten, das verdienstvolle Andenken der Bürger, in seinem Gedicht: „des Lebens Winter":

. . . . . „Eins verlängert;
Eins verewigt deine Jahr', o Jüngling!
Rühmliche Thaten.
Der, nur der hat lange gelebt, um dessen
Tod die Bürger seufzen. Jeder wähle
Sich die Fama zur Erbin; alles andre
Rauben die Horen."

Dabei weiß er aber wohl zu unterscheiden zwischen dem lauten Ausposaunen des Ruhmes und dem Einsammeln äußerer Ehrenbezeugung, und zwischen dem Glück, bei unbekanntem Verdienst die Selbstbelohnung der Ehre in der Stille der Unerkanntheit und Anspruchslosigkeit zu genießen. Diesen Gegensatz stellt er dar in dem Liede „der Nachruhm":

„Ein Ruhm, der wie ein Sturmwind braust,
Ist selbst ein Sturm, der bald verbraust."

und bekennt am Schluß des Liedes:

„Schön ist's, von allen anerkannt,
Sich angelobt zu sehn;
Doch schöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig fest zu stehn.
Verdienst ist meines Stolzes Neid
Und bei Verdienst Unsichtbarkeit".

Eine schöne Klimax eines edlen Heldentums bietet der Dichter dar in dem Gesang „der Tapfere":

„Ein edler Held ist, der für's Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.
Ein Hoherpriester trug er ihr Geschick
In seinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Üppigkeit,
Des Irrtums und der Schmeicheleien Feind,
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht und floh nicht seinen Tod."

Wir gehen über zu Goethe.

So universalistisch in seinem Streben, in dem Ganzen der Menschheit die Würde und Ehre derselben zu erfassen, Herder; so universell selbst stellt sich Goethe als Mensch und als Dichter uns dar. In der Vielseitigkeit und Erhabenheit seines Wesens bewundern wir den Genius, und indem wir ihn wieder als einen ächten, ganzen Menschen erkennen, lernen wir ihn lieben.

Wenn Worte und Werke als der Spiegel, der Ausdruck dessen zu gelten haben, was ein Mensch innerlich erfahren, in sich verarbeitet, begreifend, glaubend, liebend und hoffend erfaßt hat, so giebt sich Goethe uns in seinem Leben und Dichten zu erkennen als eine durchaus harmonische Natur, in welcher wir die Schönheit und die Würde des wahren Menschentums zu verehren haben.

Keine einseitige Ausbildung, kein Zwiespalt zwischen dem Idealen und Realen stört die gleichmäßige Ruhe der seelischen Harmonie seines Innern; vielmehr lösen sich in ihm — seine Werke sind dessen Zeugnis — alle Gegensätze des Subjektiven und Objektiven, indem er in weiser Selbstbeschränkung „die Fortifikationslinien des menschlichen Daseins", wie er dies so treffend bezeichnet, inne zu halten versteht. Lehrmeisterin war ihm die Natur, wie der Lern- und Bildungsstoff ihm das frische „volle Menschenleben" war. Die sinnige und liebende Betrachtung der Natur wurde ihm, bei allen im Wechsel der Zeiten und Dinge unausbleiblichen Anstößen von Außen, ein Wegweiser für sein Streben nach innerer Vollendung, ein Mittel der Gesundheit, ein Quell des Trostes, wie auch des frohen Selbstgefühls seiner Menschenwürde in der ästhetischen Durchbildung seiner Seele.

„Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll."

So steht ihm das Ideal des wahren, ächten Menschentums vor Augen, welches in den ihm gesetzten Schranken, aber in dem Ringen nach dem Höchsten; in seiner Vollendung und höchsten Würde sich dem Göttlichen vereint. Das ist negativ und positiv der Gedanke, welchen der Dichter durch seinen „Faust" zur Darstellung bringen will. — Sofern denn die Goethische Dichtung von diesem Gedanken durchzogen ist, vermag auch die Beschäftigung mit derselben zu erziehen zu der Erkenntnis, daß ein Mensch nicht in dem einseitigen Sichgehenlassen nach der realen, oder

idealen Seite des Lebens hin seines Glückes Schmied und des Lebens Meister wird; vielmehr nur in einer glücklichen Verbindung aller das menschliche Dasein bewegenden Kräfte zu dem Gleichgewicht der Seele gelangen kann, welches vornehmlich die Gewähr ihres Glückes und ihrer Würde ist.

Jedoch nicht nur um die reichere Erschließung der Quellen der individuellen Menschenwürde hat Goethe sich verdient gemacht; seine Wirkung ist eine weithin nationale, wie denn O. Wolff trefflich urteilt: „Er war es . . ., der den Deutschen durch seine Werke zeigte, wie sie in ihrem innersten Wesen allein besäßen, was ihnen frommte, und sie weiter zu bringen vermöchte, ohne daß sie von fremden Völkern Schmuck zu borgen brauchten, der allein bis dahin gedient hatte, ihre Blößen notdürftig zuzudecken“ . . .

So verstehen wir auch des Dichters Wunsch in seinen „Wilhelm Tischbeins Idyllen“ zum Titelbild:

„Was die Väter sungen,
Das zwitschern muntere Jungen.
O möchten sie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen!“

Und daß Goethe nicht bloß die ästhetische Seite in der Erziehung der Menschenseele nach der Kunst hin betont, sondern das Edle und der Ehren Werte in der Geradheit männlichen, überzeugten Handelns findet, zeigt folgendes Lied:

„Schauen kann der Mann und wählen,
Doch was hilft ihm oft die Wahl.

Kluge schwanken, Weise fehlen,
Doppelt ist dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sei des edlen Mannes Wahl.“

Es war ja eine litterarisch bewegte Zeit, in welche der Dichter mit seiner glühenden Jünglingsseele eintrat; eine schwankende Zeit voll Wechsel und Wirren im politischen Leben zur Zeit auch seiner Mannesjahre. Eine schmerzliche Wahrnehmung bleibt es nun freilich, daß wir nicht im Stande sind, wollen wir gerecht verfahren, den Vorwurf befriedigend zu widerlegen, welcher Goethe darin gemacht wird, daß er in politischen und nationalen Dingen mehrfachen Schwankungen unterworfen gewesen ist. Er war eben als Kind auch seiner Zeit vor allem ein Kosmopolit, und damit nahm er in Bezug auf konkrete politische Lagen gewiß eine freiere Stellung ein. Andererseits boten die tatsächlichen Zustände seiner Zeit, politische und nationale Ehre anlangend, ihm eher Anlaß zu einem resigniert erscheinenden schmerzlichen Bedauern.

Nichtsdestoweniger aber hat Goethe doch, mag man sonst über sein Nationalgefühl urteilen, wie man will, in seinem „Götz“ ein ächtes volksmäßiges Drama seiner Zeit geschenkt, welches in der ganzen Darstellung der Zeit und der Charaktere ein durch und durch deutsches, nationales Gepräge hat, und bis auf den heutigen Tag seine Fähigkeit, auf das nationale Bewußtsein und Ehrgefühl anregend und kräftigend zu wirken,

nicht verloren hat. Ein Beweis dieser Thatsache schon in jener Zeit sind die vielfachen Angriffe und Schmähungen, welche das Stück durch diejenigen erfuhr, welche mit französischer Bildung das Gefühl für nationale Sitte und Ehre mehr oder weniger verloren hatten.

Daß trotzdem später der Dichter, gleich Klopstock und Anderen die französische Revolution lebhaft begrüßt hat, findet seine Erklärung zunächst wieder in seinem kosmopolitischen Standpunkt, dann in der allgemeinen Empörung, welche die politisch verderbten Zustände des Nachbarlandes hervorgerufen hatten.

Sein gesundes Gefühl hat Goethe denn auch bald, wie die übrigen, von jener anfänglichen Begeisterung für das revolutionäre Werk befreit.

Ein Resultat der Ausscheidung jener Ideen und ein Zeugnis gewonnener Festigkeit in Bezug auf die Beurteilung jener politischen Verhältnisse, zugleich aber auch ein Beweis vermehrter männlich sittlicher Überzeugung überhaupt, zu welcher sich Goethe hindurchgearbeitet hat, ist in seinem Ausspruch aus „Hermann und Dorothea“ zu finden:

„Wahrlich, der Mann, der zu schwankender Zeit
auch schwankend gesinnt ist —,
Dieser mehret das Übel und breitet es weiter
und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt,
der bildet die Welt sich.“

Goethe war hiernach, in Bezug auf die Revolution ernüchtert, zu der Erkenntnis gelangt, daß eine schwankende Gesinnung im Leben überhaupt, besonders aber im politischen Leben nicht nur von Mangel an Mut und Einsicht zeugt, sondern auch einen Mangel an Ehre und Ehrgefühl bedeutet. Das unbestimmte Hin- und Herschwanken eines Mannes ist widerlich, wenn man bedenkt, daß der Mut eine der Haupttugenden des Mannes sein soll; daß dagegen die schwankende Gesinnung eine oft ans Ehrlose streifende Furcht vor den Folgen einer sonst guten, nur eben bestimmt auszuführenden Handlung, oder einer entschiedenen Erklärung und Parteinahme ist. Das kräftige Durchgreifen bei wichtigen Ereignissen, das richtige und schnelle Erfassen des Augenblickes, das sind Vorzüge, die, wie Schiller sagt, den Jüngling zieren und den Mann ehren.

Es mag nicht leicht sein, in allen Lagen des Lebens mit Festigkeit aufzutreten, der Gefahr immer mutig die Stirne zu bieten, das Böse nicht nur zu hindern, sondern, wo es Pflicht und Ehre erfordern, auch zu strafen; aber um so lobenswerter und um so mehr ehrenhaft ist das Streben, sich diese Tugenden anzueignen.

Besondere Schwierigkeiten — und das war eben für Goethe's Zeit und seine anfängliche Stellung zu der französischen Staatsumwälzung der Fall — bietet hierin das staatliche Leben. Es ist nicht gleichgültig, ob man sich von der Strömung fortreißen läßt und, ohne nach rechts oder links zu blicken, an einer Partei

festhält, oder bald den Zwecken der einen, bald denen der anderen dient.

Da aber zeigt sich am ersten die Festigkeit des Sinnes, die Durchbildung des Charakters in einem gesund reagierenden Ehrgefühl, wenn ein redlicher Mann, welches Standes er auch sein, und welche Stellung er einnehmen möge, den Weg, welchen er als den richtigen erkannt zu haben glaubt, indem Ehre und Gewissen ihm gerade diesen vorschreiben, unbeirrt verfolgt. Ein Mensch von dieser Gesinnung bildet sich auch in gewissem Sinne seine Welt. Der strenge Ernst, mit welchem er sein Ziel verfolgt, die eiserne Konsequenz, mit welcher er alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen sucht, sein reges Ehr- und Rechtsgefühl, welches ihn in allem diesen bestimmt, verschaffen ihm denjenigen Grad von Anerkennung, Achtung und Ehre bei allen Guten, welcher ihm einen segensreichen Einfluß auf seine Mitbürger verstattet, ihm selbst aber eine Würde verleiht, welche weit über der Anerkennung durch Orden und durch Titel steht.

So zeigt die kurze Anwendung allein dieses goethe'schen Ausspruches, von welcher Bedeutung dieser Dichter für die Förderung auch der individuellen Ehre und des rechten Ehrgefühls ist.

Auch an kraftvollem Ausdruck für das nationale Ehrbewußtsein fehlt es nicht, wie in „Epimenides Erwachen“:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rat,
Mit überfrechem Mut,

Das, was der Corse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut.
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh'
Ihm und den Seinen schlecht!“

Den gleichen kräftigen Ton finden wir in dem Liede „zum 31. October 1817“:

„Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.
Auch ich soll gottgebene Kraft
Nicht ungenützt verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren!“ —

Wie das Standbild unserer Dichterfürsten zu Weimar dieselben Hand in Hand darstellt, so ist das der Ausdruck dessen, was Goethe und Schiller als befreundete Männer einander gewesen; zugleich aber auch ein Ausdruck dessen, was sie für das deutsche Volk sind: daß beide innigst verbunden, heute noch schaffen als die geistigen Bildner des Volkes an der Ausbildung seiner wahren Würde und Ehre, an der Erziehung seines Ehrgefühls.

Den Anteil Schiller's an dieser hohen Aufgabe schildert kaum einer so treffend als Ed. Menzel in seiner Litteratur: „Seine Dichtungen“ schreibt er, „haben auch außerhalb des Kunstgebietes unmittelbar auf das

Leben gewirkt. Der mächtige Zauber seines Liedes hat nicht bloß die Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menschen so oft und so siegreich verteidigte, wie keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht bloß unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit teuer sind".

„Es giebt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden können, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes".

Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen und zwar des Ideales menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnisvollsten aller Wunder zusammengedrängt."

Wir fügen dem noch als zur Illustration aus Schillers Epigrammen die folgenden hinzu, aus welchen die Aufgabe, welche der Dichter sich selbst und einem jeden stellt, sowie der Gewinn aus der Erfüllung dieser Aufgabe, bestehend in dem Besitz des ächten Adels der Menschenwürde, klar hervortritt:

Aufgabe.

„Keiner sei gleich dem Andern,
Doch gleich sei jeder dem Höchsten!

Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich."
Aus der Lösung dieser Aufgabe entwickelt der Dichter den:

Unterschied der Stände.

„Adel ist auch in der sittlichen Welt.
Gemeine Naturen
zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was
sie sind."

Nach dieser Feststellung des sittlichen Adels in der inneren, harmonischen Vollendung der Seele, in dem dieser sittlichen Schönheit entsprechenden Erweis des Lebens findet er:

Das Werte und Würdige:

welches des Tausches wert ist:

„Hast Du etwas, so teile mir's mit, ich zahle,
was recht ist;
Bist Du etwas, o dann tauschen die Seelen wir
aus."

So empfiehlt er auch, wie er selbst von seiner hohen Aufgabe durchdrungen ist, diese: Der Menschheit Würde zu bewahren, allen Jüngern im Gebiet des Schönen:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!" —

So nachdrücklich wie hier für die Würde und Ehre des Einzelnen, wie der zusammen gefaßten Menschheit, so tritt Schiller mit helltönendem, warmem, begeistertem Ruf ein für die Würde und Wahrung auch des nationalen Selbstbewußtseins. Im „Tell“ schwören die Eidgenossen:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren.
Eher den Tod! als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

In der „Jungfrau von Orleans ruft er uns zu:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“

Solch zündender Zuruf und Appell an die Ehre aus Dichtermund und der Kant'sche Imperativ der Pflicht, das waren von dieser Zeit aus schon die geistigen Hebel, welche unser Volk vornehmlich empor gehoben haben aus den folgenden Jahren der Demütigung und Erniedrigung zu einer Höhe des individuellen und des nationalen Ehrgefühls in den Befreiungskriegen, wie sie bis dahin unerreicht gewesen, und selbst im Jahre 1870 kaum übertroffen ist.

Wir Deutsche können nicht dankbar genug dafür sein, daß uns zu unserer Entwicklung bisher immer zur rechten Zeit die rechten Männer geschenkt gewesen, welche durch ihre Erziehung, durch die Ideen, welche sie der Volksseele aufdeckten, durch ihre Worte und

Thaten, welche das nationale Selbstbewußtsein stärkten, dem Volksleben ein solches Maß von sittlichen Kräften zuführten, daß es, zwar niedergeschlagen wie im Jahre 1806 durch brutale Gewalt, nicht durch geistige Übermacht, doch sich dem Phönix gleich kräftiger und selbstbewußter erhob, als jemals.

Ein Paar von Dichtern in Goethe und Schiller, — ein Paar von Denkern in Kant und Fichte, und diese die Söhne unseres Volkes! Welches andere Volk mag sich mit diesem, unserem Reichtum messen! —

Was Kant in Königsberg gedacht und gelehrt, das wurde von Fichte, dem Philosophen, fortgeführt, und von ihm, als einem der begeistertsten und treuesten Patrioten, praktisch in der schwersten Zeit unseres Volkes als ein heilkräftiges, Leben erweckendes und Leben erhaltendes Mittel in das Bewußtsein der Volksseele übergeführt.

Unter Voraussetzung der mit dem kategorischen Imperativ Kant's gesetzten Autonomie vindiziert Fichte dem Menschen als einem selbstständig wollenden Subjekt den Besitz wahrhafter Freiheit. Um aber wahrhaft frei zu werden, gilt es frei zu handeln nach der richtigen, besten Überzeugung von der Pflicht. Jeder soll ein selbständiges „Ich“ werden, das ist der Endzweck des vernünftigen Wesens; die Dinge aber sollen diesem hohen Zwecke dienstbar gemacht werden, die Selbstständigkeit des Vernunftwesens und damit dessen Würde und Ehre zu fördern.

Es leidet keinen Zweifel, daß die Ausbildung

philosophischer Betrachtung bis zu diesem Höhepunkt zu kaum einer Zeit wichtiger sein konnte, als zu derjenigen, in welcher es mit dem Selbstbewußtsein und der Selbstständigkeit deutschen Wesens zu Ende zu sein schien.

Das deutsche Kaisertum war 1806 ohne Sang und Klang zu Grabe getragen; Friedrichs des Großen Werk schien auf den Feldern von Jena zertrümmert zu sein; der so vielfach bisher gehegte und gepflegte Kosmopolitismus schien in dem beginnenden Weltreich Napoleons die Erfüllung seiner Ideen zu finden. Hierzu (entsprechend jenem schmachvollen, damals rheinischen Bund" im 18. Jahrhundert), jetzt der Rheinbund deutscher Fürsten unter dem betrüglichen Protektorat des verschlagenen Corsen. Selbstsucht, Gleichgültigkeit und Mutlosigkeit, oder ehrvergessenes, vaterlandsloses Zujubeln dem fremden Eroberer hin und her in deutschen Landen — eine traurige Zeit!

Da war der ersten einer Gottlieb Fichte, der, die Pike in der Hand, mit den Männern des Landsturms übte, und an demselben Morgen in den Rednerstuhl trat, um, unbekümmert um die Feinde ringsumher, kühn, mit deutschem Mannesmut die Jünglinge und Männer in seinen „Reden an die deutsche Nation" aufzurufen zu der Pflicht in der Wahrung der eigenen, wie des gesammten Vaterlandes Ehre.

Nur zu Deutschen will er reden; nicht zu solchen, welchen „Ehre, Freiheit, Selbstständigkeit leere Namen sind."

„Ich setze voraus," sagt er in seiner ersten Rede, „solche deutsche Zuhörer, welche nicht etwa mit allem, was sie sind, rein aufgehen in dem Gefühle des Schmerzes über unseren Zustand, und in diesem Schmerze sich wohlgefallen, und an ihrer Untröstlichkeit sich weiden, und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur That, sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Besonnenheit und Betrachtung sich schon erhoben haben, oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben." Als das notwendige, aber auch sicherste Mittel zur sittlichen Erneuerung des Volkes erkennt er die Inangriffnahme der Jugenderziehung auf breitester nationaler Grundlage.

Vor allen Dingen, so will er es, muß der Mensch erzogen werden, das Gute, ohne alle Nützlichkeitsgründe, nur um des Guten selbst willen zu thun. Hierdurch soll ein Charakter herausgebildet werden, in dem ein fester, zielbewußter Wille die Herrschaft übt. In diesem Sinne haben Fichtes Worte zu gelten: „Es ist vergebens zu sagen: Fliege! — dem, der keine Flügel hat, und er wird durch alle Deine Ermahnung nie zwei Schritte über den Boden emporkommen; aber entwickle, wenn Du kannst, seine geistigen Schwungfedern und lasse ihn dieselben üben und kräftig machen, und er wird ohne alles Dein Ermahnen nicht mehr anders wollen und können, denn fliegen." —

Es ist bezeichnend für Fichte, daß er, im besten Sinne Optimist, in jenen elenden Zeiten den Glauben

an den guten Kern deutscher Art festhält, worin zugleich der praktische Hinweis auf das richtige Verfahren gegeben ist, wenn es unternommen wird, alte Schäden des Volkslebens nicht blos zu beseitigen, sondern neues Leben zu wirken.

So ruft er zum Schluß seiner Rede: „Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem anderen Verluste auch die Ehre verlieren wollen: das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters ... die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit, Größe und Mängeln ist versunken durch die eigene Unwürde und die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in dieser Rede dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neueren Völkern Ihr es, in dem der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und dem der Vortritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist!"

Es ist eine Freude, daß Fichte die beginnende Erfüllung seines Glaubens an die Macht des nationalen deutschen Geistes hat erleben dürfen —, eines Glaubens, in dem er nicht zweifelt: „der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird unseres nationalen Körpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinander fügen, daß sie herrlicher dastehen in neuem und verklärtem Leben!" —

Und es brach an das neue Leben, der Völker-

frühling des Jahres 1813. Ein neuer Geist wehte durch die Gaue Deutschlands; wie der Winter dem Frühling, so mußte alles, was bis dahin die Geister gefangen hielt, weichen vor der Machtfülle des neu erwachenden Nationalgeistes. Es geschieht oft genug, daß die Not weniger Jahre hinreicht, den einzelnen Menschen aus einem weichen Jüngling zum Character der Mannesjahre heranreifen zu lassen; so hatten auch die Jahre der Erniedrigung das Volk reif gemacht, schneller als jemand es geglaubt hätte.

Aber ein neues Moment kam, das Volksleben kräftigend, hinzu.

Unter all dem Knospen und Blühen jenes unvergeßlichen Frühlings war es das deutsche fromme Gemüt, welches, so lange in der Knospenhülle verschlossen, in den Wettern der Kriegsnöte, in dem Dunkel der Jahre der Erniedrigung geschwellt, nun im Strahl der aufgehenden Sonne der Freiheit sich öffnet und in keuscher Schönheit sich entfaltet.

So ungewohnt der Ton zumeist bis dahin gewesen, so kindlich, und doch so frischmutig klingt es durch fast alle Lieder, welche die Sänger der Befreiungskriege angestimmt haben.

Alle die Tugenden, welche, bis daher oft nur ein Besitz Weniger, von den Weisen und Dichtern des Volkes gepflegt worden, sie zeigten sich als ein Gemeingut Aller, von der Königsburg bis in die schlichte Hütte des kleinen Mannes: das Bewußtsein wahrer Ehre und nationaler Würde war dem Einzelnen wie

den Völkern allen gekommen. Und so sind es denn nicht mehr die wenigen erleuchteten Weisen, welche für das Volk denken, nicht mehr die einzelnen Dichter, welche dem Volke ihr Lied vorsingen; sondern das ganze Volk hat es gelernt, und die sittlichen Postulate seiner Weisen in sein Denken und Fühlen aufgenommen; das ganze Volk singt im Chor die Lieder seiner Sänger mit, und setzt Gedanken, Wort und Lied in Heldenthaten, in begeisterte Thaten des Ruhmes und der Ehre um.

So hören wir in Moritz Arndt's Lied vom „Deutschen Trost" alle die Väter des Volkes die Söhne ermahnen:

„Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein.
Schlecht gerät dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.
Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn vom Teut!"

Da erstehen dann die vier deutschen Helden, welchen der Feind nicht Stand halten mag:

„Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
sind vier Helden allzumal."

Die Helden in sittlicher Kraft und von scharfer Klinge sollen auf den Plan treten, dem Vaterland die Freiheit

wieder zu gewinnen, und freie Männer sollen seines Besitzes sich erfreuen, denn:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte!"

Noch bebt das Herz des Patrioten in freudiger Erregung, wenn uns Max von Schenkendorf's Lied von der „Freiheit" jene herrliche Zeit mit durch leben läßt, und wir in den Männern jener Zeit unsere Väter, in dem „alten Stamme" unser deutsches Volk erkennen, wenn es heißt:

„Wo sich Gottes Flamme
in ein Herz gesenkt,
das am alten Stamme
treu und liebend hängt;
wo sich Männer finden,
die für Ehr' und Recht
mutig sich verbinden,
weilt ein frei Geschlecht."

Und noch Schenkendorf's Mahnung in seinem „Frühlingsgruß an das Vaterland 1814": über dem äußeren Feind der inneren Feinde des deutschen Hauses und der deutschen Ehre nicht zu vergessen, welche noch bezwungen werden müssen:

„Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen deutsche Brust!"

Wie kraftvoll ertönt Theodor Körner's Anruf an das Ehrgefühl der deutschen Brüder in seinem „Bundeslied vor der Schlacht":

„Hinter uns im Graun der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet:
Deutsche Brüder, löst sie ein!"

Ergreifend sind dieses Dichters Worte an das überlebende Geschlecht, die Todesopfer der Schlachtfelder zu ehren mit dem unvergänglichen und über Alles würdigen Monument der Selbstehrung in dem Ausbau und in der Erhaltung des heiligen Tempels des Volkslebens und der Volkskraft als des hohen väterlichen Erbes:

„Aber Deutschland, um dich selbst zu ehren,
Nicht den eig'nen Tempel zu zerstören,
Den die angeerbte Kraft gebaut:
Zeig' dich wert der großen Todesweihe,
Dich, Germania in alter Treue,
Männer stolze, kühne Heldenbraut!
Friedlich Volk, brich aus den kalten Schranken
Warm und frei, wie dich die Vorwelt kennt:
Auf den Feldern, wo die Adler sanken,
Türme deines Ruhmes Monument!"

Dieser treue Wunsch des Dichters ist erfüllt: zu den

Lorbeeren jener Zeiten sind die Siegeskränze des Jahres 1870 gefügt, „an Ehren und an Siegen reich" steht das heutige Deutschland achtunggebietend im Rate der Völker da. Die Enkel haben den Toten und den Siegern von 1813 unter dem großen Sohne der Königin Luise in den tapferen Thaten des letzten großen Krieges gegen denselben Feind ein Ehren- und Gedächtnismal gesetzt.

Und auch der heilige Tempel des Volkslebens und der Volkskraft ist durch die Zeiten trotz mancher Stürme und Erschütterung bewahrt geblieben: Frömmigkeit, Pflichterfüllung, persönliches Ehrgefühl und nationales Selbstbewußtsein lebt nicht nur in Spruch und Lied, sondern, trotz vorhandener Mächte des Umsturzes und der Vaterlandslosigkeit, — lebt im Herzen unseres Volkes. Der Völker und der Fürsten Einigkeit wird immer mehr zur Einheit und in dieser zum Vollbesitz der nationalen Würde führen.

Daß wir aber dieser freudigen Zuversicht leben, daß wir überhaupt der Errungenschaften des Jahres 1870 uns freuen dürfen, das danken wir wie dem glorreichen Jahre 1813, so dem Jahre der Demütigung 1806; denn die Zeiten der Erniedrigung haben das Volk erst gelehrt, sich als eine große deutsche Volksfamilie zu erkennen, mit gleichen idealen und realen Interessen; mit der gleichen Pflicht der Verteidigung der gemeinsamen nationalen Heiligtümer in Vaterland, Freiheit und Ehre.

Doch auch die Not allein als Lehrmeisterin hätte

jene Erkenntnis nicht zu Wege gebracht, wenn nicht fort und fort die Philosophen und Dichter ihres hohen Berufes in Erziehung des Volkes zu diesem Ziele hin gewartet hätten.

Daß und wie diese der Aufgabe gerecht geworden sind, glauben wir in dieser Betrachtung ins Licht gestellt zu haben. Es war vorerst nur ein Geringes, was der Deutsche in dem Jahrhundert des 30jährigen Krieges an Ehre, an persönlichem Ehrgefühl und nationalem Ehrbewußtsein aufzuweisen hatte; das 18. Jahrhundert mit der Friedericianischen Zeit läßt unter der treuen Pflege der geistigen Väter des Volkes ein erfreuliches Wachstum dieses Schatzes an idealem Besitz gewahren; endlich in diesem Jahrhundert sind die wahren und ächten Reichskleinodien des deutschen Volkes, die individuelle und nationale Ehre und das dieser entsprechende lebendige sittliche und nationale Ehrgefühl wieder sein unbestrittener und fast allgemeiner Besitz geworden.

Möge das deutsche Volk dankbar das erhalten, was es an Ehren gewonnen hat; möge es dem Volke nie an Helden, Weisen und Dichtern fehlen, die es zu dem erziehen, ohne welches es aufhören wird, ein Volk zu sein, — zu Ehre und Ehrgefühl!

NCH 89 759

Vita.

Ich bin geboren zu Wundersleben in dem preußischen Kreise Weißensee der Provinz Sachsen als ältester Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers Wilhelm Behrens und meiner Mutter Auguste geb. Wiede am 7. November 1848. Ich besuchte zuerst die Klosterschule Donndorf, erhielt das Zeugnis der Reife auf dem Henneberg'schen Gymnasium zu Schleusingen; widmete mich darauf 1869 dem Studium der Theologie an der Universität Halle. Als junger Student nahm ich als Kriegsfreiwilliger und Combattant am deutsch-französischen Kriege Teil. Nach Beendigung des Feldzuges vollendete ich meine Studien, war danach einige Jahre Hauslehrer, wurde später als Lehrer an der Handelsschule zu Erfurt angestellt und 1877 in das Pfarramt zu Hinternahe, 1879 in dasselbe zu Horn-Sömmern berufen.

END OF
TITLE